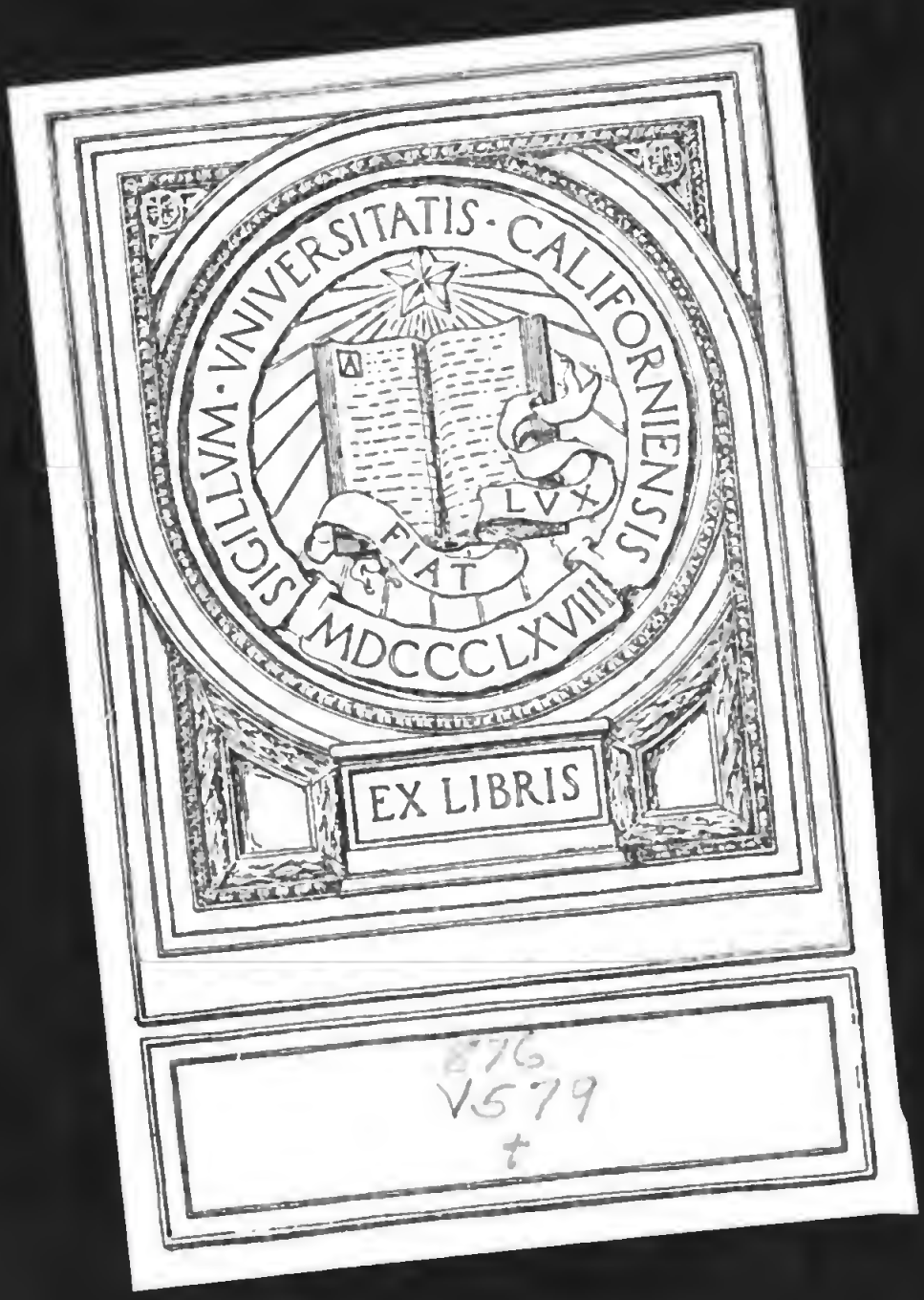
UC-NRLF
$B 615 748

Lautlose Gewalten

Novellen

von Will Vesper

C. H. Beck · München


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

876
V579
t

Traumgewalten

Von Will Vesper erſchienen im gleichen Verlage:

Die Liebesmeſſe und andere Gedichte
3. Tauſend geb. M. 8.75

Vom großen Krieg. Gedichte
5. Tauſend geb. M. 7.50

Briefe zweier Liebenden. Gedichte
17. Tauſend geb. M. 7.—

Mutter und Kind. Aus dem Tagebuch einer Mutter. Gedichte geb. M. 6 50

Der blühende Baum. Gedichte
3. vermehrte Auflage geb. M. 9.—

Schön iſt der Sommer. Ein Buch Liebeslieder 7. Tauſend geb. M. 6.—

Martin Luthers Jugendjahre. Bilder und Legenden geb. M. 8.—

UNIV. OF CALIFORNIA

Traumgewalten

Novellen

von

Will Vesper

Zweite Auflage · Viertes bis sechstes Tausend

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1921

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten
Copyright München 1920. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Inhalt

	Seite
Annemarie	1
Der entflohene Bräutigam	23
Der Fremde	48
Wolken	62
Die Schauspielerin	74
Trauben von den Disteln	83
Viel Kinder, viel Segen	93
Der Balte	102
Die beiden Freunde	113
Friedrich	143
Die Heimkehr	168
Der Feldherr	179
Eine merkwürdige Geschichte	190

591995

CALIFORNIA

Annemarie

Peter Stehr war der Sohn eines Krämers in einer kleinen rheinischen Stadt. Er besuchte aber die höhere Schule des Städtchens und war ein kluger, stiller und hübscher Junge. Sein Gesicht hatte irgend etwas Überraschendes und Gefälliges, so daß jeder, der ihn ansah, einen Augenblick mit Wohlgefallen die Augen auf ihm ruhen ließ.

Peter war damals siebzehn Jahre alt.

An einem milden Herbsttag, von jener Art, wo man denkt, das Jahr wolle nun von vorne beginnen und ein neuer Frühling gehe an, indessen aber das schon von einem frühen Frost getroffene Laub nur um so dichter von den kahlwerdenden Bäumen fällt, stand er auf dem Heimweg von der Schule in einem kleinen Hain von Buchen und Eichen, der sich vor der Stadt hinzog, und sah zu, wie das Buchenlaub gleich einem Regen von großen goldenen, doch windleichten Münzen herabregnete und den ganzen Waldgrund mit einer bunten schimmernden Decke überbreitet hatte. Indem er eben bedachte, wie schön es wäre, wenn all dies leichte, vergängliche Gold vollgewichtige Goldstücke wären, und wie er sich dann die Taschen füllen und ein Gut kaufen und ein großer Bauer werden wolle, und indem er selbst darüber lächeln mußte, wie er da innen in seinem Herzen schon schöne weiße Pferde und eine Herde Kühe und ein stattliches, von zarten grünen Linden überragtes

Bauernhaus vor ſich ſah, kam ihm auf dem Wege ein älterer kleiner rundlicher Mann entgegen und führte an ſeinem Arm behutſam ein junges Mädchen.

Und es war um dieſes Mädchens willen, daß Peter den Umweg durch den Hain gemacht, und um dieſes Mädchens willen, daß er ſich eine Kiſte voll Gold und einen Bauernhof und Wagen und Pferde gewünſcht hatte.

Als der Mann, an deſſen Arm das Mädchen hing, den Knaben mitten in ſeinem Weg ſtehen ſah, machte er raſch und ohne jede Verſchleierung ſeines Zornes kehrt und zog das Mädchen mit ſich. Sie aber beugte ſich, obgleich am Arm eifrig fortgezerrt, noch einmal weit zurück und ſah mit einem wehmütig lächelnden und ganz von Liebe erfüllten Geſicht den Knaben an, der tief den Hut zog. Und ſie grüßte, ſo gut es über die Schulter ging, nach ihm zurück.

Peter machte ein paar Schritte, als wolle er ihr nacheilen, dann aber kam es ihm nutzlos und lächerlich vor und er blieb ſtehen und ſah ihr mit vorgebeugtem Kopfe nach. Sie ſchwenkte ein weißes Tüchlein in der Hand und ließ es jetzt zu Boden fallen. Er begriff ſogleich, daß es ein Gruß an ihn ſein ſolle und ſetzte ſich in Trab. Aber ſchon hatte der Mann, an deſſen Arm ſie hing, die kindliche Liſt bemerkt, wandte ſich eilig um und hob das Tuch auf, indeſſen das Mädchen hinter ſeinem gebeugten Rücken dem Knaben mit beiden Händen ein Lebewohl zuwinkte. Er drückte die Fäuſte

gegen ſeine Bruſt. Ein würgender Schmerz, Zorn und Tränen ſtritten in ſeinem Herzen. „Wie bleich ſie war", dachte er. Er blickte aufwärts. „Die Bäume werden kahl und es iſt Herbſt und nicht Frühling."

Im vergangenen Mai desſelben Jahres hatte Peter auf einem fröhlichen Gartenfeſt, das die Schule in jedem Jahre ihren Schülern unweit der Stadt einzurichten pflegte und an dem das ganze Städtchen, Eltern, Geſchwiſter und Befreundete der Schüler Anteil nahmen, jenes junge Mädchen kennen gelernt. Sie hieß Annemarie und war die Tochter des reichen Brauherrn Holl, eben des kleinen rundlichen und ärgerlichen Mannes, der ſie jetzt zornig von Peter hinwegführte.

Damals war ſie mit einigen Freundinnen auf dem Feſt geweſen, hatte den Buben bei ihren Turnſpielen zugeſehen und war nachher durch den feſtlich geſchmückten Garten gelaufen. Und plötzlich ſtand ſie vor Peter, der auch mit ſeinen Freunden durch den Garten ſtrich, und ſah ihn an, ging an ihm vorüber und wandte ſich nach ihm um, ſuchte ihn nach einigen Umwegen wieder im Gewirr der Feiernden und ließ die Augen ſtill und verwundert auf ihm ruhen. Peter bemerkte es erſt nach einer Weile, daß ſie ihm immer wieder begegnete und ihn anſah, errötete und wandte ſich ab.

Heimlich betrachtete er dann aus der Ferne ihr ſchmales, nicht eben ſchönes Geſicht, das aber von ein paar großen braunen Augen merkwürdig erhellt war. Krauſes ſchwarzes Haar umrahmte ihre Stirne und

Schläfen mit luſtigem Gewirr. Und auf ihren Wangen lag eine helle Röte von der Erregtheit des Feſtes.

Als ſchon die Dämmerung begann, ging Peter noch einmal durch den langſam ſich leerenden weiten Feſtgarten. Ganz an ſeinem Ende lag über einem ſchönen Talblick ein künſtliches ruinenartiges Bauwerk, das in ſeinen unteren Teilen eine Art Felſengrotte darſtellte, oben aber, wenn man einige Stufen hinanſtieg, einen überraſchenden Blick über weite Täler mit hellen Dörfern, nahen und fernen Bauerngehöften zwiſchen Äckern, Wäldern und Wieſen heiter öffnete.

Ein rötlicher Abendſchein hing an den Hügelrändern. Und eine nach dem Lärm des Feſtes wohltuende Stille atmete zu Peter herüber, der ſich oben auf die Brüſtung lehnte. Das Gewirr der Feiernden zog ſich immer ferner von ihm. Der ſchöne leuchtende Frieden vor ſeinen Augen erſchütterte ſein Herz und füllte es, er wußte nicht wie, mit Wehmut und Sehnſucht nach etwas ſehr Fernem und ſehr Stillem. Indem hörte er zögernde Schritte auf den heraufführenden Stufen und wollte ſich zum Gehen wenden. Als er ſich umdrehte, trat mit abgewendetem Geſicht jenes Mädchen eben die letzten Stufen herauf. Eine Welle von Verlegenheit fuhr über ihn und ließ ihn ſchnell fortſchauen. Er hörte ihre ſich nähernden Schritte. Dann trat ſie, ſoweit wie möglich von ihm entfernt, auch an die Brüſtung und ſah in das Land hinaus. Er hörte ihre tiefen Atemzüge wie Seufzer.

Lange ſuchte Peter nach einem Wort; dann ſagte er: „Es iſt ſchön hier.“ „Ja“ ſagte ſie und wandte ſich ſchnell zu ihm herum. „Wie ſchön der Bauernhof dort drüben unter den Linden liegt. Da möchte ich wohnen. Sehen Sie, dort fährt ein Wagen mit weißen Pferden vor. Und der Rauch ſteigt aus dem Schornſtein.“ Peter blickte hinüber und ſchwieg. „Immer ſo ſtill hier ſtehen,“ dachte er, „hinter mir den entfliehenden Lärm, vor mir die Abendſtille und neben mir ihr helles Gewand und im Ohr ihre Stimme. Es iſt ſo ſeltſam. Dies vergeſſe ich nie. So ſind die Träume.“ Kameraden riefen ferne ſeinen Namen, aber er antwortete nicht. Nach einer Weile ging er zu ihr hinüber, blieb dicht vor ihr ſtehen und ſah ſie an: „Sie ſind Annemarie Holl,“ ſagte er, „ich bin Peter Stehr.“ „Ich weiß es,“ ſagte ſie und lächelte. „Aber man ruft Sie; wir müſſen wohl gehen.“

Als ſie die Stufen hinabſtiegen, gingen ſie nebeneinander. Peter hielt ſich ſo dicht an ihrer Seite, daß ihre hängende Hand die ſeine ſtreifte. Er ſuchte nach einem Wort und ſeufzte nur tief auf. Aber plötzlich, als ſie unten vor der Grotte ſtanden, ergriff er ihre Hand und zog ſie in die Dunkelheit und riß ihre ganze Geſtalt gewaltſam an ſich. „Ich liebe dich“, ſagte er und fand ihren Mund, und ſo zitterten beide, eng aneinander geſchmiegt. „Frierſt du?“ fragte er. „Nein, nein.“ Sie ſchüttelte den Kopf und lächelte und dabei ſchlugen ihre Zähne hörbar aufeinander. „Ich weiß

nicht, woher es kommt. Aber ich liebe dich so, seit ich dich zuerst sah.“ Sie küßte ihn durstig und ungeschickt auf den Mund. Da rief jemand ganz in der Nähe seinen Namen. Er stürzte davon und riß den Kameraden mit sich hinweg.

Die Schüler ordneten sich zum Zuge und zündeten Papierlämpchen und Pechfackeln an, die noch mit dem Licht des abrinnenden Tages stritten. Als Peter in seiner Reihe stand, drängte er sich an die Außenseite, hielt seine Fackel hoch und sprach aufgeregt und laut, daß Annemarie seine Stimme hören sollte. Am Arm zweier Freundinnen zwängte sie sich durch die Menge und stellte sich in seine Nähe, und als der Zug sich in Bewegung setzte, hielt sie sich im Gedränge der Heimkehrenden immer dicht an seiner Seite. Peter trug seine flammende Fackel feierlich wie ein Zeichen des Lebens vor sich her, und sein Herz sang in lauten Chören ein Lied von Liebe und Flamme und von einem zarten, in der Glut seiner Fackel aufleuchtenden Mädchengesicht, das auf dem ganzen Weg immer still und hingegeben auf ihn gerichtet blieb. Es war dem Knaben, als trage er sein Herz wie eine Flamme in der Hand und beleuchte damit den Weg der Geliebten.

Als dann die Schüler auf den Schulhof gekommen waren, die Fackeln zu einem großen himmelanleuchtenden Haufen geschichtet hatten und wieder zu den wartenden Eltern und Geschwistern auf die Straße traten, fand Peter Annemarie, wie er sie verlassen hatte,

zwiſchen ihren beiden Freundinnen ans Schultor gelehnt, den Blick ihm entgegengerichtet. Er zog tief ſeine Schülermütze und wollte vorüber. In dieſem Augenblick ſchob ſich ein kleiner rundlicher Herr durch das Volk, blickte ſich ſuchend um, ging ſchnell auf Annemarie zu und ſprach wie es ſchien beſorgt und ärgerlich auf ſie ein. „Das iſt wohl der Brauherr, ihr Vater," dachte Peter. Er betrachtete den kleinen dicken Herrn mit großer Zuneigung. Annemarie verabſchiedete ſich indeſſen von den Freundinnen und ging langſam am Arm ihres Vaters hinweg, mit den Blicken nach Peter ſuchend. Er blieb ſtehen, und als ſie an ihm vorübergingen, grüßte er noch einmal tief, und ſie verneigte ſich gleichfalls ganz übertrieben und demütig. Ihr Vater grüßte kurz und warf einen ſchnellen verwunderten Blick auf den Knaben. Peter ging in einiger Entfernung hinter den beiden her. Plötzlich blieben ſie ſtehen und wandten ſich nach ihm um. Sie ſprachen augenſcheinlich von ihm. „Was kann ſie ihm geſagt haben?" dachte Peter und erſchrak. Und ſchon ließ der Brauherr den Arm ſeiner Tochter los, machte raſch kehrt und kam auf Peter zu, grüßte kurz und ſagte: „Meine Tochter erzählt mir eben, daß ſie einander auf dem Feſt kennen gelernt haben. Und daß Sie uns beſuchen wollen. Es freut mich; ja. Aber ſehen Sie, wir verreiſen. Vielleicht ſchon morgen; ja. Es kann ſein, ſchon morgen; meine Tochter auch. Auf Ihren Beſuch müſſen wir alſo einſtweilen verzichten. Ich wüßte auch nicht, wozu. Sie hat manchesmal ſolche

Gedanken, ganz unmögliche Gedanken." Peter duckte ſich, als ſchlüge man ihn. „Jawohl, wie Sie meinen," ſagte er. — „Ich hatte gar nicht die Abſicht," wollte er hinzuſetzen. Aber der Herr hatte ſchon wieder in ſeiner ſchnellen drolligen Art umgewendet und entfernte ſich raſch mit ſeiner Tochter.

„Warum hat ſie das getan?" dachte Peter. „Wollte ſie ſich über mich luſtig machen? Kann ſie kein Geheimnis bewahren? Und war denn dies kein Geheimhalten wert?" Er war ſo ernüchtert. Aus einem aufgetanen Himmelreich fühlte er ſich hart und feſt auf die Erde geſetzt, mitten auf dieſe dunkle, von einigen Laternen grell, doch ſchlecht erleuchtete Straße. Ärgerlich und traurig bis zu Tränen ging er heim. Und ſo blieb es in den folgenden Tagen. Das Bild des Mädchens verſchwamm vor ſeinen Augen. Nur zuweilen, wenn er ſich alle Mühe gab, ſah er ihr Geſicht in dem dunklen Rot ſeiner Fackel neben ſich. Und manchmal, wenn er gar nicht an ſie dachte, fühlte er plötzlich ihre Geſtalt an ſeinem ganzen Leibe herab zittern und hörte das Aufeinanderklappen ihrer Zähne.

Acht Tage danach wartete eines der Mädchen, die Peter an jenem Abend neben Annemarie geſehen hatte, auf der Straße auf ihn, ſteckte ihm ſchnell ein Briefchen zu und ging davon. In dem Brief ſtand nichts als „Ich liebe dich bis in den Tod. Annemarie."

Peter ging an dem Hauſe der Holls vorüber, das tief in einem Garten verſteckt, neben dem Brauhof

lag. Er ſtrich die Straße auf und ab; an dieſem Tag in aller Frühe, wenn noch das Morgenrot am Himmel lag, dann um Mittag und im dämmernden Abend, bis die Laternen brannten. Er lief mit einem dumpfen unglücklichen Gefühl durch die Tage, als ſei irgendwie ein Gitter um ihn, in dem er gefangen ſei. Immer wieder trieb es ihn in jene Straße, als könne er dort einen Ausweg finden. Es war eine wenig belebte Gegend am Rande der Stadt. Ein paar Villen lagen da in Gärten, neben hohen roten Fabrikgebäuden, und dann eine Reihe Arbeiterwohnungen, zehn, zwanzig Häuschen, eins dem andern gleich, zu einer Zeile zuſammengeklebt.

Es war ein regneriſcher ſchwüler dumpfer Sommerabend, vierzehn Tage nach jenem Feſt. Peter wanderte die Straße auf und ab. Er war ſchon zehnmal entſchloſſen geweſen, ſeine nutzloſe Pilgerſchaft einzuſtellen, aber ein dumpfer Druck ſeines Herzens zwang ihn immer wieder, noch einmal umzukehren und die Straße entlang zu gehen, vorüber an der langen grauen Mauer, hinter welcher der Garten und das Haus des Brauherrn lagen. Eine Amſel ſang über dem Torweg auf einem zarten hängenden Zweig einer Trauerweide, die dort ſtand. „Ich will noch warten, bis die Arbeiter aus der Brauerei kommen," ſagte Peter zu ſich, „dann gehe ich auch mit dem erſten fort, und dann komme ich nie mehr. Ich werde ja zum Narren hier." Er war wütend über ſich ſelbſt. „Ich werde es ja doch

nicht halten. So denke ich nun jeden Abend. Ich habe gar keine Kraft mehr. Wann ſoll das ein Ende haben? Nun iſt ſchon längſt der letzte Arbeiter heim. Und meine Füße ſind naß.“ Er lehnte ſich an einen Baum an der Straße, nahe dem Gartentor. „Bis die erſte Laterne angezündet wird,“ dachte er. Sie brannten ſchon lange in der ganzen Straße, da ging er endlich langſam und unſagbar müde davon. Ganz oben am Ende der Straße blieb er noch eine Weile ſtehen und wartete. — Worauf nur? — Dann lief er heim.

Vier Wochen ſpäter bekam er eine bunte Karte, ein grelles blaues Meer, weiße Felſen und giftiggrüne fremdländiſche Bäume. In dem Himmel ſtand, mit Bleiſtift gekritzelt: „Ein Gruß von Herzen aus dem ſchönen Italien. Wollte Gott, es wäre daheim Ihre Annemarie.“ Peters Vater hielt die Karte prüfend in der Hand. „Wer iſt das?“ fragte er. „Ich weiß es nicht,“ log Peter. „Ich kenne keine Annemarie.“ Der Vater zerriß die Karte und warf ſie in den Kohlenkaſten. „Denke du an deine Arbeit“, ſagte er, „und mach mir keine Geſchichten.“

Dann verging der Sommer. Peter dachte nun wirklich wenig mehr an Annemarie und meinte ſchon, er habe ſie vergeſſen. Eine leichte Bitterkeit und Enttäuſchung blieb nur wie ein Hefeſatz in ſeinem Herzen.

Aber als dann an einem Mittag im Herbſt jene Freundin Annemaries, die ſchon einmal den Liebesboten gemacht, auf der Straße an ihn heran trat und

ſagte: „Annemarie Holl läßt Ihnen ſagen, daß ſie an jedem ſchönen Mittag im Stadtgarten ſpazieren geht," da fiel das Wort auf ſein Herz, wie ein Regen auf eine dürre Sommerwieſe. Geſtern noch war ſie eine leere, braune, verbrannte Tenne. Aber nun fällt der warme Regen und ſchon nach ein paar Stunden ſtechen die erſten friſchen grünen Spitzen aus der Erde hervor und nach einem Tag oder zwei Tagen iſt die Tenne wieder eine grüne luſtige Wieſe. Bald wird ſie Blumen tragen und wie ein grüner Teppich des Lebens ſein. So ſchoß die Liebe im Herzen Peter Stehrs auf aus der Verdorrung, nur ſchneller, viel ſchneller. Schon war das Herz bunt von fröhlichen Gedanken. Vögel ſangen. Annemaries zärtlicher Körper ſchmiegte ſich an den ſeinen. So war er in den Herbſtwald gekommen, wo das goldene Laub von den Bäumen regnete und ſeinen gelben grünen bunten Teppich über den Boden breitete. Und nun ſah er wieder den alten Mann die Geliebte ihm entführen. Er hätte ihn erwürgen mögen. Dann aber lehnte er den Kopf an einen Baumſtamm und weinte.

Im Februar des darauffolgenden Jahres ſtand plötzlich der kleine dicke Herr Holl im Laden von Peter Stehrs Vater und bat dieſen um eine Unterredung: Er habe von der großen Tüchtigkeit ſeines Sohnes, der ein guter Schüler ſein ſolle, gehört und ſei gekommen, ihn zu bitten, ſeine Tochter, die krank ſei und Hilfe brauche, wenn ſie nicht alles Gelernte wieder vergeſſen wolle....

Sein Sohn ſei ſelbſt noch ein Schüler und kein Lehrer, ſagte Peters Vater.

Das eben brauche er, ſagte der andere, Mitarbeit eines Lernenden. Es ſei ja ein wenig wunderlich. Aber er mache ein gutes Gebot. Und er nannte eine Summe, die bei Peters Vater jedes Bedenken verſcheuchte.

Peter begriff nicht, was da geſchah. Ganz betäubt ſtand er unter dem Steinbogen, vor dem Tor zum Garten der Holls, klingelte endlich und trat ein. Es war ein weißer ſonniger Tag, aber kalt und weißgepudert mit leichtflockigem Schnee. Von der Trauerweide wehten wie vom Tritt eines Vogels gelöſt zarte Flocken auf Peter, als er vorüberging. Dann ſtand er vor Herrn Holl verlegen und ängſtlich. Der kleine dicke Mann ſah den aufgeſchoſſenen ſtattlichen Jüngling eine ganze Weile ſtill an. „Er hat Fiſchaugen," mußte Peter denken und verſuchte vergebens den reſpektloſen Gedanken los zu werden. Aber auf einmal ſah er erſchrocken, wie die Augen ſich auf eine erſchütternde Art mit Tränen füllten. Und Herrn Holls Hand griff nach der ſeinen und ſchüttelte ſie. „Es iſt ungewöhnlich," ſagte er, „aber meine Tochter iſt ſehr krank. Und ihr einziger Wunſch und auch der meine iſt, daß Sie ſie oft, recht oft beſuchen möchten. Zu unterrichten wird da nicht viel ſein. Aber Sie werden ja ſehen." Er führte ihn an der Hand und leiſe voranſchreitend in das Nebenzimmer. Da lag Annemarie in ihrem weißen Bett. Die Sonne kam durch die mit großen ſchönen

Eisblumen bemalten Fenſter ganz golden herein und erhellte das Gemach. Annemarie hatte die Hände auf der Bettdecke liegen und hob ſie ein wenig ihm entgegen. Und über ihr Geſicht ging ein Schein heller als alle Sonne; es war das Hellſte im ganzen Zimmer. Geſicht und Hände waren weiß, wie aus feinem milchigem Glas. Und jetzt floß ein Widerſchein einer zarten roten Glut von innen über Stirn, Wangen und Hals und verſchwand ſogleich wieder. Peter ging behutſam und zögernd auf ſie zu. Eine Welle von Glück und eine Welle von Trauer floß innig gemiſcht durch ſein Herz. Annemarie reichte ihm die Hand und zog ihn auf den Sitz nieder, der neben dem Bette ſtand. Herr Holl hatte das Zimmer leiſe verlaſſen.

„Wie gut," ſagte ſie, „daß du gekommen biſt."

Peter hielt verlegen ein Schulbuch in der Hand und ſchlug es auf. Sie drückte es zu, nahm es fort und ſchlüpfte dann mit ihrer Hand in die ſeine. Es war ihm, als ſchmiege ſich ein kleiner gefiederter Vogel zwiſchen ſeine Finger, ſo zart fühlte ſie ſich an. Deutlich ſpürte er darin ihren Herzſchlag. Er hob die Hand und drückte ſie behutſam feſt an ſeine Lippen. Aber dann ſtand er auf und wollte ſich zum Kuſſe über ſie beugen. „Nein! nein!" rief ſie erſchreckt, „du darfſt mich nicht küſſen. Verſprich mir! Jetzt nicht und niemals. Aus dieſen Lippen nämlich, mußt du wiſſen, ſchleicht der Tod, wenn man ſie küßt. Das iſt wie im Märchen. Wer mich küßt, muß ſterben." Sie ſagte es

lächelnd und ein wenig übertrieben, als ſei es ein Scherz. „So will ich ſterben!“ ſagte er. Da wurde ſie ganz ernſt und ſagte: „Nein! Dann darfſt du nie mehr zu mir kommen.“ Und ſie legte die Hand feſt über ihren Mund. Da ſetzte er ſich.

„Und nun machen wir einen Vertrag,“ ſagte ſie. „Und du mußt mir verſprechen, ihn zu halten.“

„Was du willſt,“ ſagte Peter.

„Zweierlei mußt du ganz feſt wiſſen,“ ſagte Annemarie. „Das eine iſt ſo wahrhaft wie das andre.

Das eine iſt: ich muß ſterben, ganz bald ſterben.“ — Sie ſagte das ganz ruhig und raſch. — „Nein!“ rief Peter, „wer ſagt das?“ „Und das zweite iſt,“ fuhr ſie fort, „daß ich dich liebe, ſeit ich dich zuerſt geſehen habe und ſeither jede Stunde und jede Minute, am Tag und in der Nacht, im Schlafen und im Wachen und wo ich ſein werde.“ — „O du Liebe,“ rief Peter. — „Bis in den Tod!“ — „In hundert Jahren!“ — „Nein, noch ehe der Frühling kommt.

Aber nun der Vertrag: von dem erſten, was ich dir ſagte, reden wir nie mehr, hörſt du, nie mehr! Und von dem zweiten wollen wir jeden Tag und jede Stunde ſprechen, und immer wenn wir beiſammen ſind. Und dazu allein hat dich der Vater hergeholt.

Ich habe es ihm damals gleich geſagt, daß ich dich liebe. Da war er noch zornig.“

„Ja warum tateſt du das?“ fragte Peter. „Wie gut hätten wir uns ſonſt ſchon längſt oft und heimlich ſehen

können. Hans Brand und seine Freundin sehen sich jeden Tag im Stadtwäldchen und niemand ..." „Ja siehst du," sagte sie, „ich muß immer die Wahrheit sagen. Ich mag niemand mehr anlügen in dieser kurzen Zeit. Und ich muß doch bald davon Rechenschaft geben."

„Aber damals warst du doch noch nicht krank?"

„Auch damals war ich schon lange heimlich krank. Meine Mutter starb an dieser Krankheit, als ich noch ganz klein war. Und dann — es ist so merkwürdig, aber gerade auf jenem Fest und eben in dem Augenblick, als ich dich sah und es mir einen solchen Stich ins Herz gab, da mußte ich an Mutter denken und daß es nun mit mir bald dahin kommen müsse. Da begann beides in einem und demselben Augenblick in mir, dies Liebhaben und das andere. Und beides sagte ich dem Vater. Er ist so gut wie du siehst. Er meinte es auch gut, als er dich fortschickte und mit mir nach Italien fuhr. Er wußte ja nicht, wie lieb ich dich hatte, und dachte nur an das andere. Aber nun für immer genug von dem und jetzt — sind wir in einer dunklen Laube, und ringsum ist eine schöne Sommernacht. Der Mond scheint hell draußen auf den Gartenweg und auf die hohen Blumen, deren Farben man beinahe erraten kann. Und eine Nachtigall singt. — In Italien singen die Nachtigallen ganz unverschämt. Vater schoß einmal zum Fenster hinaus in den Baum, weil sie mich mit ihrem Singen gar nicht schlafen ließen. — Aber

hier bei uns ſingt nur eine, und ein wenig entfernt. Und nun ſage mir etwas Liebes."

Peter ſah immer auf ihre zarte zerbrechliche Hand nieder, ſtreichelte ſie und fand keine Worte. Er war ſo nahe bei ihr. Und dennoch ſtand etwas zwiſchen ihm und ihr wie eine gläſerne Scheibe. „Ja wie eine trennende gläſerne Scheibe," dachte er. „Das kommt, weil ſie ſo vom Tode ſpricht, an den ich noch nie gedacht habe."

„Als ich vorhin hier allein lag und auf dich wartete," ſagte Annemarie, „habe ich immer dort das Fenſter angeſehen mit ſeinen ſchönen weißen Blumen. Und auf einmal war ich wie unter einer gläſernen Glocke tief unten im Meer. Und rund um mich waren ſolche ſchönen weißen hohen Blumen, ganz hoch über mir zuſammengebogen. Und da kamen Fiſche und ſchauten herein mit großen guten dummen Augen. Und dann kamen Nixen und Meermänner und allerlei Ungeheuer. Und zuletzt kam ein ſchöner Prinz, der fühlte immer an dem Glaſe herum, aber er konnte nicht hinein zu mir. — Und auf einmal war ich Dornröschen und lag hier in tiefem Schlaf. Und um mein Schloß war eine Dornhecke von weißen Roſen. Und ich ſah und hörte doch ganz gut, was draußen vorging, und hörte den Prinzen von ſeinem Pferd ſpringen und ſeine Sporen klirrten auf den Treppenſtufen. Aber er fand den Weg herein nicht . . . nein noch nicht," ſagte ſie und ſah dann lange ſtill vor ſich hin.

„Denkſt du noch an den Bauernhof?“ fragte Peter, „vor dem die weißen Pferde ſtanden?“ „Ja,“ ſagte ſie eifrig, „da wohnen wir ja. Aber das weißt du noch garnicht. Da wohnen wir beide ſchon lange miteinander. Und du biſt ein tüchtiger Bauer und ich eine Bäurin, und wir haben Kühe und weiße Pferde und abends ſitzen wir um einen großen weißen Tiſch mit Knechten und Mägden. Und das Feuer brennt luſtig im Ofen, und der Rauch tanzt draußen weiß in die ſchwarze Nacht. Hörſt du?“ — ſie kuſchelte ſich ganz in ſeine Nähe — „Hörſt du, wie der Wind heult und ſtreitet. Aber hier bei uns iſt es warm und Frieden. Und auch der Wind darf nicht herein zu mir, weil er mir weh tut. Aber das Käuzchen friert und klagt ſo.“

Es war, als gebäre ihr von einem leichten Fieber immer durchglühtes Gehirn ein farbiges Bild nach dem anderen. Und ſie löſten ſich raſch ab und verwandelten ſich immer eins in das andere. Ja es war, als lebe ſie nicht ein Leben, als lebe ſie viele Leben auf einmal, bunt ineinanderverwoben, während ihr eigenes armes Leben niederbrannte. — Oder ſpielte ſchon jene Welt in ihre Träume hinein, wo es eine Trennung nicht mehr gibt? Die Toten, ſagt man, haben an allem teil und ſchmauſen von allem und ſind hier und dort, wo es ihnen wohlgefällt und auch an zwei oder drei Orten zugleich. Sie weben an den Schickſalen der Menſchen und fügen die Fäden zum bunten Teppich

des Lebens. Etwas von dieſem wirkte ſchon in Annemarie. Alle Märchenträume und alle Wirklichkeiten der Liebe und des Lebens koſtete ſie aus, unermüdlich, unerſchöpflich und immer prächtiger blühend. Sie war wie eine andere Scheheraſade, die alle ihre Märchen ſelbſt ſpielte mit dem Geliebten, um mit farbigem Traum vom Leben den heranſchleichenden Tritt des Todes zu dämpfen.

Peter, der von nun an in jeder Abendſtunde vor ihrem Bett ſaß, war in der wunderlichſten Lage. Oft war es ihm ſelber, als ſei all das, was Annemarie träumte und ihm vorſagte, Wirklichkeit und er lief ganz ausgelaſſen und fröhlich an ihrer Seite durch die Gärten und den Märchenbauernhof, der ihr liebſter Aufenthalt war, mitgeriſſen von ihrem Glauben und ihrer Liebe. Dann wieder ſah er mit kühlerem Bewußtſein zu, und war ſich der Unwirklichkeit dieſes Spieles grell bewußt. Und während die Geliebte ihn in ihren Träumen durch einen ſchönen Sommerabend und ein wogendes Kornfeld durch Frieden und Freude führte, ſah er ſie blaß und faſt ganz aufgezehrt von einem inneren böſen Feind vor ſich, weiß in den weißen Tüchern ihres Bettes liegen, ſchweratmend, indeſſen ihre Hände immer in langſamer ruheloſer Wanderung über die Decke gingen. Dann ſah er den Tod, von dem er nicht ſprechen ſollte, blaß aus ihren Augen ſchauen, bedachte, wie dies zarte ſchöne Gebilde nun bald zerbrechen und verweſen ſollte, und ſah ſie mit von Grauen angefüllten Augen an.

„Du hörſt mir ja gar nicht zu," ſagte Annemarie. „Du mußt jetzt immer mit deinen Gedanken nahe bei mir bleiben. Später mußt du mich vergeſſen. Dann lebt ein anderer Peter, der weiß nichts von Annemarie. Aber ich bin immer bei dir. Es gibt nur eine Annemarie, die dich liebt und dann nichts mehr tut.

Höre einmal," ſagte ſie nach einer Weile, „ſage mir einmal ganz ehrlich, ganz feſt die Wahrheit. Glaubſt du, daß wir weiterleben, wenn dies Kleid" — ſie hielt ihm ihre Hand hin — „ausgezogen iſt?"

Darüber hatte Peter nie ſehr nachgedacht. Er war darin noch ganz Kind und glaubte, was man ihn gelehrt hatte. Aber nach einigem Zögern ſagte er: „Ich weiß es nicht recht. Aber glaubſt du denn nicht daran?" „Ich weiß es auch nicht", ſagte ſie, „und ich kann auch nicht viel daran denken. Aber ich möchte dann nicht ſoweit fort von dir auf einen anderen Stern und in eine andere Welt. Ich will ſehen, was du tuſt und wie du lebſt. Weißt du" — ſie lächelte ſchon wieder und wirkte an dem bunten Gewebe der Träume — „ich will eine Schwalbe werden, die über deinem Fenſter ihr Neſt hat ..."

Einmal lag ſie in ihrem Bett und wartete auf Peter, und als er kam, hob ſie ſich gar nicht wie ſonſt ihm entgegen und jubelte, ſondern lag ganz ſtill und ſo ſelig lächelnd und barg etwas, dicht an ſich gedrückt in den Kiſſen. „Leiſe, leiſe," ſagte ſie, „du lärmſt ſo und trittſt

ſo laut auf. Unſer Kindlein ſchläft. Daß es nicht aufwacht!" Da hatte ſie ihre Puppe neben ſich liegen und ſah darauf nieder mit ſo glückſtrahlendem Geſicht, wie nur eine Mutter auf ihr ſchlafendes Kindlein ſchauen kann. Peter ſtarrte ſie einen Augenblick lang an, dann ſtürzte er ganz faſſungslos an ihrem Bett zuſammen. Es war ihm, als hielte ihm eine unſichtbare Hand dieſen Anblick höhniſch unter die Augen und biete ihm ſtatt des lebendigen Lebens ein ſpukhaftes Abbild, ſtatt einer Geliebten und eines Kindes eine Sterbende und eine wächſerne Puppe. Er weinte laut in die Kiſſen, ganz haltlos, wie er noch nie geweſen. Annemarie legte ihm beide Hände auf den Kopf und blickte ſtill und ſchmerzvoll auf ihn herab. Sie wußte wohl, was er meinte. Als Peter endlich aufſah, war ihr Geſicht ganz hart und groß und ſah über ihn hinweg und wie durch ihn hindurch.

In den letzten Tagen des April, als ſchon die erſten Vögel ſangen, und die Blumen eines neuen Jahres aus dem alten unermüdeten Erdreich drangen, begruben ſie Annemarie Holl. Peter war in den letzten ſchweren Stunden ihres Todes bei ihr geweſen. Er hatte ihre Hände gegen ſein Herz gedrückt, als wollte er ſie dort verankern, wenn der Huſten, dieſer furchtbare Kobold und Narr, in den der Tod ſich ihr verwandelte, ſie ſchüttelte. Eine Wärterin hielt ihren Kopf und der Vater ſtand am Fußende ihres Bettes und litt zehnfach den Tod. So war es in Peter nicht. Er fühlte

unendliches Erbarmen. Er flehte um das Ende. Und als es kam und der Vater wie nach einer letzten Geißelung zuſammenſtürzte, war es dem Jüngling plötzlich, als ſei er uralt, und ruhig fügte er die erkaltenden Hände der Toten über der Bruſt zuſammen, indeſſen die Wärterin ihr die gebrochenen Augen ſchloß. Und Peter ſah, da lag nur noch eine Hülle, eine zerbrochene und geleerte Schale. Wohin war der immer lebendige Geiſt entflohen? Er blickte ſuchend gegen die Decke. Es war ihm, als höre er noch einmal die Stimme der Geliebten, leiſe fragend: „Glaubſt du an die Unſterblichkeit?" Er ſagte hörbar „Ja", erſchrak dann und ſchwieg.

Draußen, als er durch den Garten heimging, ſah er die erſten Krokus, eine Reihe gelber und weißer, zerbrechlicher ſchöner Kelche am Gartenweg aus dem Boden brechen. Er blieb eine Weile davor ſtehen und ſah ſie an. Die Trauerweide über der Pforte war auch ſchon ganz grün von zarten keimenden Blättchen. Und die Amſel, die dort irgendwo ihre Wohnung hatte, ſaß oben und ſang. Peter ſah die geblähte Kehle des kleinen Tieres von Geſang beben, ſich ſtraffen und voll Leben ſich bewegen. Da erſt kamen ihm die Tränen, die erlöſenden, das Herz mit milden, warmen Strömen auftauenden Tränen. Er weinte lange in ſeine Hände. Dann, als er hinausging, und die Gartenpforte, von einer Feder geſchnellt, hart hinter ihm zuſchlug, war es ihm, als ginge er in ein anderes Leben und als ſei

ein erſtes ſchönes und ſchweres eben hinter ihm abgeſchloſſen und zugeſchlagen. Die Straße lag nüchtern vor ihm, kotig und naß vom Regen der vergangenen Tage und von dem auftauenden Eis, aber umweht von der unruhigen, erregenden, von der wohlſchmeckenden Luft des Frühlings.

Der entflohene Bräutigam

Es mag nun schon fünfzehn Jahre her sein, da saß in einer kleinen norddeutschen Universitätsstadt im Hause eines reichen Kaufmanns eine fröhliche Gesellschaft beisammen und feierte eine junge Sängerin, die an diesem Abend in jenem Städtchen ein Konzert gegeben und einen tiefen Eindruck auf alle ihre Zuhörer gemacht hatte. Es war ein noch junges Mädchen von etwa fünfundzwanzig Jahren von auffallender Schönheit und einem lebendigen nur ein wenig zappeligen Wesen, das nun glückstrahlend zwischen hohen Blumensträußen an der Mitte der Tafel saß und selbst wie eine frische Blume glühte und aller Blicke und Lobsprüche immer wieder auf sich zog. Sie nahm das wie einen wohlverdienten Tribut unbefangen und übrigens ohne Eitelkeit entgegen, tadelte sich selbst, wo ihr etwas nicht nach Wunsch gelungen, lobte sich auch um das Erreichte und machte in allem den Eindruck eines frischen, natürlichen und klugen, wenn auch ein wenig vorlauten Menschenkindes. Doch mochte man dies Letztere gern der Erregtheit des Abends und dem Erfolge, dessen Mittelpunkt sie ja gewesen, zu gute halten. Unter den Anwesenden war jedenfalls niemand, der es ihr nicht gerne verziehen hätte, außer einem jungen Manne, der zur ihrer Rechten saß und der schließlich halblaut zu ihr sagte: „Es muß ein sehr schönes Gefühl sein, wenn man so mit Recht sich selbst ein wenig auf die Schulter

klopfen kann." Sie ſah ihn einen Augenblick lang verdutzt an, lachte dann hell auf und ſagte: „Ja, Herr Profeſſor, das müſſen Sie nicht übel nehmen. Man lernt doch bei allem und muß ſich klar werden, was gut und was ſchlecht war. Ich bilde mir dann ſchon weiter nichts darauf ein und weiß wie viel ich noch zu lernen habe." „Und den Hauptdank", ſagte er, „ſchulden wir ja auch ſchließlich denen, die ſo herrliche und wahrhaft göttliche Dinge erdacht und geſchrieben haben. Ich finde, man vergißt das noch immer zu leicht und denkt nur an die, die uns das Gute vermitteln." „Nein!" ſagte ſie und wurde ernſt, „das tue ich nie. Die Leute vielleicht. Aber ich weiß wohl, daß wir arme Kreaturen ſind vor jenen Schöpferiſchen und daß wir nur Lorbeer und Blumen ernten, die ihnen gebühren. Aber ſind wir nicht auch ihre Diener und Botſchafter? Und wenn wir auch den zeitlichen und augenblicklichen Ruhm ernten, jene habe den ewigen, und dazu helfen wir ihnen doch." „So iſt es recht," ſagte er, „ich wollte auch nur ſehen, wie weit die Eitelkeit Sie ſchon in ihren Klauen hätte. Vor der muß man ſich hüten, wie vor einer Peſt." „Das verſteht ſich," ſagte ſie, „aber haben Sie da keine Sorge um mich. Dafür habe ich meine Mutter. Sie ſollten nur nachher hören, wie ſie mir alle meine Sünden vorhalten wird, bis ich wieder ganz klein bin." Sie lächelte über den Tiſch hinüber zu einer älteren ſchon weißhaarigen Dame, die ſich nun auch in das Geſpräch miſchte. Andere griffen gleichfalls ein, und

der junge Mann ſchwieg und beobachtete ſtill das ſchöne lebendige Weſen ſeiner Nachbarin. Einmal ergriff er eine Weinflaſche und goß ihr leerſtehendes Glas voll Rotwein. „Nein, danke," ſagte ſie, „ich trinke keinen Wein." Aber indem ſie zu ihm hinüberſah, begegnete ſie einem ſo merkwürdigen ſie erfaſſenden Blick ſeiner Augen und einer klaren und eindeutigen Frage, die ſie in ſo jähem Anruf nicht gleich beantworten und doch auch nicht überhören konnte. Sie nahm, da ſie ſonſt keinen Ausweg ſah, ſchnell das gefüllte Glas, tauchte ihre Lippen hinein und ſchlürfte ein wenig. Es war wie eine Flucht und die Windung eines Schlängleins. Dann nickte ſie ihm freundlich zu, wandte ſich nach der anderen Seite und ſprach dorthin.

Als das kleine Feſt zu Ende war und die Gäſte ſich erhoben um heimzugehen — die Sängerin und ihre Mutter blieben im Hauſe des befreundeten Kaufmanns —, ſah ſie plötzlich, wie ſich erinnernd, das volle Weinglas an, das vor ihr ſtand, und wandte ſich, ſchon im Aufſtehen, an ihren ſeit jenem Geſpräch ganz ſchweigſamen Nachbarn und ſagte leiſe: „Aber Herr Profeſſor, da ſoll der gute Wein ſtehen bleiben? Ich darf ihn nicht trinken, aber es tut mir leid um ihn. Wollen Sie nicht?" Und ihre Augen begegneten voll, feſt und glänzend den ſeinen. „Doch" ſagte er „ſehr gerne", ergriff das Glas, ſuchte die Stelle, wo ihr Mund geruht und goß, unbekümmert um das Ungewöhnliche des Vorganges ſchnell den Wein hinunter. Wie ein Blitz fuhr ein Feuer durch

ihrer beider Herzen und hüllte sie einen Augenblick lang in eine unsichtbare, ihnen aber wohl fühlbare Flamme. Sie sahen sich lächelnd und wie in einem Gelöbnis an. Er ergriff ihre Hand, küßte sie und entschlüpfte dann bald im Trubel der Abschiednehmenden.

Der junge Gelehrte, dem dies widerfahren, war damals ein Mann von etwa dreißig Jahren; er war der Sohn eines Landwirts aus dem Westfälischen und nach der Art der Westfalen ein stiller, ernsthafter und ein wenig schwerfälliger, aber auch verläßlicher und kluger Mensch und in seinem Fach von noch jungem, aber gutem und wohlverdientem Ruf. Er galt nicht nur als eine der Leuchten dieser kleinen Universität, sondern als einer der ersten und vielversprechendsten Gelehrten Deutschlands. Eben damals waren Verhandlungen im Gange, ihn für eine größere Universität und eine hohe verantwortliche Stellung zu gewinnen. Es ist für die Folge nicht unwichtig auch die Art seiner Beschäftigung zu kennen. Er war Germanist und im besonderen ein Kenner und Erforscher der alten nordgermanischen Sprachen und Literaturen und hatte selbst mehrere Jahre auf Island zugebracht, um die in einem dortigen Kloster aufbewahrten ältesten Handschriften und Sprachdenkmäler seiner Wissenschaft zu studieren.

Indem er jetzt aus der Türe des festlichen Hauses in die schöne helle Winternacht hinaustrat um heimzugehen, wandte er den Schritt nicht sogleich seiner unfernen Behausung zu, sondern stieg die Straße

zwiſchen den ein wenig buckligen und altertümlichen Häuſern, die von Mond und Schnee in ein phantaſtiſches Licht gehüllt waren, hinan und hatte bald die Grenze des Städtchens erreicht und trat ins Freiere. Eine weite ruhige Hügellandſchaft lag in winterlicher Reinheit vor ihm, mit ſchlafenden Dörfern, Gehöften und Wäldern in eine milde ſchöne Klarheit getaucht. Oben hing wie ein gewaltiger blühender Baum der Sternenhimmel. Dorthin hob der Wanderer in eiligem fröhlichem Schreiten immer wieder den Blick, als ſeien nur dort Welten und Räume, groß genug für ſeine Gedanken und den Sturm von Empfindungen, der ihn auf ſeinem Wege fortriß. Es war ihm, als ſei er im Begriffe gänzlich verwandelt zu werden, und als ob die Pferde, die den Wagen ſeines Schickſals bisher mit ruhigen und feſten Schritten über die Straßen der Erde gezogen, ſich plötzlich von einem inneren Feuer beflügelt mit ihm vom Boden höben und ihn und die ſchöne Geſtalt der Geliebten, die er wie in körperlicher Gegenwart an ſich gedrückt hielt, himmelan ſtürmend zwiſchen die Sterne trügen . . .

Schon am nächſten Tage wurde die Verlobung der beiden geſchloſſen, und die Hochzeit ſogleich in nahe Ausſicht genommen. Doch blieben zuletzt nach dem Einſpruch der Mutter noch der zu Ende gehende Winter, Frühling und Sommer als Warte- und Probezeit vorbehalten. Im frühen Herbſt ſollte dann die Vermählung gefeiert werden.

Die Sängerin, die ja auf einer Berufsreiſe geweſen, erledigte noch ihre Verpflichtungen in einigen norddeutſchen Städten, kehrte aber immer wieder in die Nähe des Geliebten zurück und nahm in ſeiner Stadt ihren Wohnſitz, bis auch ihm die beginnenden Ferien geſtatteten, den Ort zu verlaſſen. Dann zogen ſie gemeinſam mit der Mutter in ein kleines, weltfernes Dörfchen und verbrachten dort miteinander den Sommer wie am Herzen Gottes. Das Dörfchen lag zwiſchen Bäumen und Hügeln warm geborgen an der Bucht eines großen nur von weiten Wäldern und Wieſen eingeſchloſſenen Sees. Jedes Haus war in einen Obſt- und Blumengarten gebettet. Den Liebenden, denen mit weiten Wanderungen über die Hügel, mit fröhlichen Fahrten in einem gemieteten Segelboot, in ſtiller Träumerei an heimlichen Waldplätzen und Blicken über die Landſchaft, in luſtigem Tollen in gemeinſamem Bade die Tage und Wochen vergingen, war die alte frühere Welt verſunken und eine neue ſchönere kindliche und ganz mit Glück beladene ſchien ihnen heraufzukommen. Wenn er im Schreiten neben ſich die hohe, allzeit leuchtende und fröhliche Mädchengeſtalt, ſie im Boot das kluge, gebräunte und vor dem blauen Himmel glänzende Antlitz des Geliebten ſah, dann war es beiden, als ſeien die Götter wieder auf die Erde gekommen und hätten bei ihnen Wohnung genommen. Die Wochen und Monate vergingen wie eine ſelige Ewigkeit und ſie wußten zuletzt nicht, ob es nicht vielleicht Jahre und

viele Menſchenleben geweſen, die ſie im Schoße des Glücks und der reinen Natur miteinander verbracht hatten. Es gab keine Stunde am Tag, wo nicht jeder in ſich heimlich das Schickſal geſegnet hätte, das ihm einen ſolchen ganzen und von Liebe durchleuchteten Menſchen zum Gefährten des Lebens beſtimmt. Und um ſo fröhlicher und ganz ſorglos mochten ſie den Sommer genießen, als der Herbſt kein Ende, ſondern erſt die wahre Krönung und Vollendung ſolchen ſommerlichen Glücks verhieß. Als er herannahte, galt es nur noch eine kurze Trennung zu verwinden, da der Profeſſor noch einmal in ſeinen Wohnort zurückkehren mußte, indeſſen die Geliebte ſchon mit ihrer Mutter nach Wien vorauffuhr, wo im Anfang des Oktober die Hochzeit ſtattfinden ſollte. Doch gedachte der Gelehrte auch möglichſt bald dorthin zu folgen, um noch einige Wochen zum Aufenthalt in dieſer Stadt zu gewinnen.

Daß die Hochzeit in Wien vor ſich gehen ſollte, geſchah nach dem Wunſche der Braut. Sie war zwar die Tochter eines deutſchen Gelehrten von noch heute bekanntem Namen, hatte aber nach der Trennung ihrer Eltern, die in ziemlich ärgerlicher Weiſe vor ſich gegangen war, ihre Jugend in jener Stadt zugebracht, unter der Verwandtſchaft und Freundſchaft ihrer Mutter, die aus einem alten öſterreichiſchen Geſchlechte ſtammte. Und das leichte, heitere Wiener Leben ſchien der Sängerin der rechte Hintergrund für ein ſo fröhliches Feſt wie

eine Hochzeit zu ſein. Vielleicht reizte es ſie auch ein wenig, dem Geliebten zu zeigen, welche Rolle ſie dank ihrer vornehmen Verwandtſchaft in der Kaiſerſtadt ſpielen könne und daß ſie nicht nur das ein wenig verwilderte Bauernmädchen ſei, als das ſie den Sommer lang neben ihm hergelaufen.

Die beiden nahmen alſo Abſchied, und indeſſen der Zug ſich ſchon in Bewegung ſetzte und ihn entführte, hielt ſie noch ſeine Hand feſt, lief neben dem Zug her und hob ſich dann noch in raſchem ſchönem Sprung ihm entgegen und berührte ſeine Lippen in einem entfliehenden Kuſſe. Auf der ganzen Fahrt dieſes Tages, ja in ſeinem ganzen künftigen Leben ſchwebte ſie ſo vor ihm in ihrem leichten, vom Wind an ihre Geſtalt angedrückten ſommerlichen Gewand, ſchwebend über dem Boden, ſeine Lippen berührend und laſſend zugleich. Solche merkwürdige Gewalt haben einzelne leichte Augenblicke, daß ſie ſchwere und ſchwerſte Stunden, Tage, Jahre und Schickſale überdauern.

Als der Gelehrte Anfang September nach Wien kam, fand er die Geliebte, wie ihm ſchien, völlig verändert und fremd. Schon als ſie ihn auf dem Bahnhof erwartete, in einer neuen, modiſchen und ſehr damenhaften Kleidung und in Begleitung eines Vetters, eines jungen und herausgeputzten Offiziers, ſtrich es ihm wie ein Erſchrecken und Befremden über das Herz, das ihr ſo erwartungsvoll entgegengeeilt war und nun ſtatt der gewohnten, einfachen und leichtgewandeten und aus-

gelaſſenen ſommerlichen Gefährtin hier einer vornehmen ſeinem noch immer ein wenig bäuriſchen Empfinden allzu vornehmen Dame begegnete. Als er dann ihre Lippen auf den ſeinen fühlte und vollends in ſeinem Gaſthof, wohin ſie ihn allein begleitete und wo ſie hingegeben an ſeinem Halſe hing, da erkannte er ſie freilich ganz wieder. Aber als ſie dann miteinander in das ſtattliche Haus der Verwandten traten, wo die Braut und ihre Mutter wohnten, und wo bunt herausgeputzte Diener und ein Prunk, der ſeinem einfachen Weſen ganz zuwider war, ihn beengten und verlegen und ungeſchickt machten, da ſtellte ſich dies alles aufs neue wie eine Scheidewand zwiſchen ihn und die Geliebte, die ſich hier unbefangen herrſchend und gefeiert wie eine Fürſtin zu bewegen wußte. Er wurde ſchweigſam und doch wieder ärgerlich auf ſich ſelbſt, daß er dieſe Äußerlichkeiten nicht überwinden konnte, empfand die Herzlichkeit der Verwandten irgendwie wie eine Herablaſſung und ging ſchließlich mit einem gewiſſen trotzigen und feindlichen Gefühl gegen das ganze Weſen, das die Geliebte hier umgab, heim. Dies alles beſſerte ſich in den nächſten Tagen keineswegs, ſteigerte ſich vielmehr und erhielt noch beſondere Nahrung durch die große Vertraulichkeit, in der er die Geliebte mit einigen vornehmen Vettern und Verwandten leben ſah, und die ihm bald unbefangener und herzlicher ſchien, als ihr Benehmen gegen ihn. Er mußte ſich auch ſelbſt ſagen, daß das kavaliermäßige elegante Auftreten dieſer jungen

Burſchen, das leichte luſtige Geſchwätz, das immer zu allen Tollheiten aufgelegte Weſen ihrer Art einem jungen, hübſchen und lebensluſtigen Frauenzimmer eigentlich viel mehr zuſagen müſſe, als ſein ſchweigſamer und wie ihm ſelbſt oft ſchien linkiſcher und verdroſſener Ernſt. Er wurde von der ſchlimmſten Krankheit der Liebe, von der Eiferſucht in einem Maße befallen, daß ihm das Leben zur Hölle wurde. Und wenn die Geliebte nach ihrer raſchen unbefangenen Art ihre Hand auf den Arm eines der Offiziere legte, mit ihnen tollte und ſcherzte, ſo hätte er am liebſten irgendetwas Gewaltſames getan, und das Wenigſte war noch, daß er mit irgendeiner Entſchuldigung aufſtand und davonging. Am unerträglichſten aber war der Umſtand, daß in dem Kreiſe der jungen Leute beinahe jeden Abend getanzt wurde, und er, da er ſelbſt nicht tanzte und darin ſehr ungeſchickt war, alſo zuſehen mußte, wie die Geliebte, eine leidenſchaftliche Tänzerin, in den Armen fremder Männer ſich drehte und fröhlich war. An einem ſolchen Abend verlor er denn auch ſoweit die Herrſchaft über ſich ſelbſt, daß er plötzlich das Zimmer verließ, eilig hinausging, in ſeinen Mantel ſchlüpfte und ohne Abſchied und Gruß davoneilte. Er lief in einem weiten Bogen durch die nächtlichen Straßen nach ſeinem Gaſthof, zuerſt der Geliebten, dann nur ſich ſelber zürnend und ſich verfluchend. Als er in ſein Zimmer trat, ſtand die, der er entflohen war, vor ihm, fiel ihm, ganz aufgelöſt in Tränen, um den Hals, weinte, daß er ſie ſo erſchreckt,

lachte, daß ſie ihn wiederhabe und beſchwor ihn um aller Liebe willen, zu ſagen, was ihn ſo von ihr getrieben. Sie war noch im leichten Tanzkleid und in Tanzſchuhen und hatte nur einen ſchweren Mantel umgeworfen und war ſo durch die ſchmutzigen Straßen hergeeilt. Dies erſchütterte ihn aufs tiefſte. Er geſtand ſeine Eiferſucht, ſeine Schuld und Torheit. Sie umarmte und umklammerte ihn, ſchwor ihm, daß ſie nur ihn liebe, daß alles andre dummes Zeug ſei, daß ſie ſich aus jenen beflitterten Laffen und dem ganzen hohlen Weſen und Leben nicht das geringſte mache, daß ſie ihm nie mehr wehe tun und jetzt gleich hier bei ihm bleiben wolle. Das ging nun freilich nicht an. Doch fanden ſich die beiden ganz wieder, wie ihnen ſchien glühender und inniger vereint als je bisher. Das währte einige Tage. Sie hielt ſich immer, faſt ängſtlich in ſeiner Nähe, beſuchte mit ihm Muſeen und alles Sehenswerte der Stadt, machte mit ihm an einem heiteren Tage eine Fahrt auf der Donau und mehrere Ausflüge in die ſchöne Umgebung Wiens und tat alles, ihn jene Störung und Verlegenheit vergeſſen zu machen, gab ſich ſolche Mühe, daß zuletzt eben dieſe Mühe ihn beſtändig daran erinnerte, was ſie ſeinetwegen entbehren und ſich verſagen müſſe und wie er ſie doch ſehr mit Unrecht aus einem Boden reiße, in dem ſie ſich wohl und heimiſch gefühlt. Er drang nun ſelber darauf, daß ſie ihm nicht ſolche Opfer bringe — ungeachtet ſie ſchwor, daß es keine Opfer ſeien — führte ſie

wieder mehr dem Leben unter jenen Verwandten zu und drängte ſie, ja zwang ſie, an der Geſelligkeit und ſelbſt dem Tanz in jenem Hauſe teilzunehmen. Sie folgte, anfänglich widerſtrebend, glaubte dann aber wohl er habe die dunklen Gedanken überwunden, erlag der Heiterkeit ihres Temperaments und des Augenblicks, auch den guten Ratſchlägen ihrer Mutter, man müſſe dem Manne von vornherein nicht zu ſehr in ſeinen Launen folgen, und erreichte es ſo nach kurzer Zeit wieder, daß er ſich in heimlichen Qualen wand, wie ein Märtyrer auf einem glühenden Roſt. Dies blieb wiederum ihr nicht verborgen. Es kam zu neuen Szenen mit Tränen, Schwüren, neuen Annäherungen, neuen Verſuchen, das Gleichgewicht zu finden, und doch nur zu immer größerer Verſtörung des anfänglichen Verhältniſſes. Dabei war die Liebe in beiden nicht geringer geworden, ſondern brannte, wenn auch ſchmerzhaft, heißer als je vorher. Es war auch nicht ſo, daß er in aller Eiferſucht an ihrer Liebe und Treue je gezweifelt hätte, und doch tat ſich langſam etwas wie ein Abgrund zwiſchen ihm und ihr auf, woran er freilich ſich allein alle Schuld gab. Es erſchien ihm wie eine Vermeſſenheit, ja wie ein Verbrechen an dieſem geliebten und ſchönen heiteren Weſen, daß er ſie in all dieſe Verwirrung und Pein hineinreiße. Und wenn er bedachte, daß dies ſchon zum Anfang, ſchon vor der Vermählung ſo ſein könne, ſo wagte er den Blick in die Zukunft gar nicht erſt zu erheben. Zuletzt ſetzte ſich

bei ihm der Gedanke feſt, daß er nun und nimmer die Geliebte ſo zerſtören und ängſtigen und für ihr Leben wie in eine Knechtſchaft unter ſeine Eiferſucht und ſeine ganze, der ihrigen ſo widerſtrebende Art führen dürfe, daß er ſie vielmehr, eben weil er ſie, ja und weil ſie ihn liebe, frei und ledig geben müſſe, einzig weil ihre Anlagen zu verſchieden ſeien und niemals ein glückliches Leben zuſammen abgeben könnten. Während er dies innerlich, wiewohl mit zerriſſenem blutendem Herzen immer feſter beſchloß, wurde er äußerlich immer gelaſſener, bemerkte aber plötzlich mit Entſetzen, wie die Vorbereitungen zur Hochzeit indeſſen fortgingen und bald ein Umkehren nicht mehr möglich ſei. Er überlegte nun ganz ruhig, was in dieſer letzten Friſt noch geſchehen könne. Daß ſie niemals gutwillig ihn aufgeben, ja daß ſie ihm bis ans Ende der Welt folgen würde, weil ſie ſeiner und ihrer Liebe ja gewiß war, deſſen war er durchaus ſicher. Eine Erklärung, ein Ausſprechen, eine Abreiſe, alles das führte zu keinem Ziel. Sie würde ihn einholen, ſein Herz würde mit ihr gegen ihn ſtreiten, er würde weich werden und unterliegen — und vielleicht würde ſie ihn doch noch zur Trauung bewegen und ein nicht wieder gut zu machendes Unglück wäre geſchehen. Nach langem Überlegen blieb ihm nur ein Ausweg, ein völliges Entſchwinden aus ihrem und jedem menſchlichen Geſichtskreis, die einzig wahre Flucht vor der Liebe, der Tod. Bis an dieſen Punkt ſchritt er ganz unerſchütterlich und ohne

Erbarmen mit ſich ſelbſt. Und als dieſer Entſchluß einmal gefaßt war, verweigerte er ſich ſelbſt jedes Nachdenken darüber wie eine Schwäche und beſchloß, die Tat dem einmal für richtig Erkannten folgen zu laſſen. Es war unterdeſſen der Tag vor der feſtgeſetzten Trauung herangekommen. Noch einmal hatte er die Geliebte beſucht und ſie in vielerlei Geſchäften getroffen, ſo daß ſie ſich nicht ſo ſehr wie ſonſt mit ihm abgeben konnte. Er ging ſtill um ſie herum, das geliebte Bild noch einmal mit allen Sinnen trinkend, innerlich von tauſend Toden getroffen. Als er Abſchied nahm, blieb er in einem überſchwänglichen Kuſſe an ihren Lippen. Auch ſie war bewegt, aber fröhlich, und ſchrieb ſeine Erſchütterung dem kommenden Tage zu. Sie geleitete ihn bis an die Haustüre. Er ſtand draußen vor der großen gläſernen Pforte in der Dunkelheit und ſah ihre hohe, weißgekleidete Geſtalt wieder die erleuchtete Treppe hinaneilen, ſich noch einmal nach ihm umwenden, ohne ihn in der Finſternis zu ſehen, indeſſen er das helle Bild wie eine himmliſche Erſcheinung mit unbeſchreiblichen Gefühlen umfaßte. Dann lief er eilig davon.

Der andre Tag, der Hochzeitstag kam. Die Braut wurde feierlich geſchmückt. Alle Vorbereitungen zu einem fröhlichen Feſt waren vollendet, auswärtige Teilnehmer eingetroffen, der Dom, in dem die Trauung ſtattfinden ſollte, bereitet. Die blumengeſchmückten Wagen ſtanden bereits vor der Türe. Man erwartete nur noch den Bräutigam, aber er kam nicht. Fröhliche Scherze neckten

die wartende Braut. Man erinnerte ſich der Vergeßlichkeit der Gelehrten, fand dies denn doch etwas zu weitgehend, ein ſo ſchönes duftiges, geſchmücktes Liebchen aus dem Gedächtnis zu verlieren. Langſam kam einige Ärgerlichkeit bei der Mutter, eine geheime, wachſende Angſt bei der Braut auf. Ein Bote wurde eiligſt in den nicht allzufernen Gaſthof geſandt und kam mit der Nachricht zurück, jener Herr ſei dort nicht anzutreffen, ſei überhaupt ſeit geſtern am Nachmittag — wo er ſich eben zu der Geliebten begeben — nicht dorthin zurückgekehrt und habe die Nacht auswärts verbracht. Es entſtand die peinlichſte Verwirrung. Einige Gäſte waren ſchon zum Dome vorausgefahren und warteten dort. Volk ſammelte ſich vor der Hauspforte, eines heiteren Anblicks gewärtig. Neue Gäſte trafen zu Schmaus und Tanz ein. Geſchenke, Blumen häuften ſich und wurden immer wieder in das Zimmer der Braut gereicht, die ganz betäubt, dumpf und wie gedankenlos daſaß, die Löſung des Rätſels von außen erwartend, indeſſen die Mutter ſchalt, die Verwandten betreten aus und eingingen. Plötzlich durchfuhr ſie wie ein Blitz der Gedanke, daß dies kein Zufall und irgendwie ein dunkles Ungeſchick, ſondern ein entſetzliches Unglück, daß dies Abſicht und Flucht und das Ende ſei. Sein Benehmen am geſtrigen Abend, ſein ernſtes leidendes Weſen in der letzten Zeit, mit allen vorangegangenen Störungen und dies jetzige Ausbleiben beleuchtete ihr eine grelle Erkenntnis als zuſammengehörig.

Sie ſchrie auf, eilte in ihr Schlafgemach, legte die Brautkleider ab und war im Nu im gewöhnlichen Straßenkleid dem Hauſe entwichen und begann nun die Suche nach dem entflohenen oder toten Geliebten, ein verzweifeltes, tolles, unermüdliches Suchen — Tage, Wochen, Monate lang.

Es läßt ſich denken, daß alles geſchah, was möglich iſt, um einen vermißten, verloren gegangenen Menſchen tot oder lebend wieder zu finden. Hohe Belohnungen wurden ausgeſetzt, die Behörden in Wien, in Öſterreich, Deutſchland und der ganzen erreichbaren Welt bemühten ſich. Alles umſonſt. Es wurde nicht die leiſeſte Spur des Vermißten gefunden. Wohl wollte ihn, von dem hohen Lohn gereizt — wie es denn geht — bald hier, bald dort einer geſehen haben. Die verzweifelte Geliebte reiſte ſogleich überall hin und verfolgte unermüdlich auch die ſchwachſte Spur. Aber alles verſickerte zuletzt im Sande. Die Behörden verſicherten, daß es ausgeſchloſſen ſei, daß bei den heutigen geordneten Staatsverhältniſſen ein Menſch lebend ſo verſchwinden könne. Niemand mehr zweifelte an dem Tode des Mannes. In den gelehrten Zeitſchriften erſchienen Nachrufe voll Bedauerns über den Verluſt eines ſo ausgezeichneten Gelehrten. Der ſeltſame Fall beſchäftigte eine Weile die öffentliche Neugierde. Dann vergaß man ihn.

Die Mutter des jungen Mädchens reiſte endlich mit ihr in einen heimlichen Winkel der ſüdlichen Schweiz

und gedachte die völlig Verstörte und Verzweifelte dort langsam dem Leben wiederzugewinnen, aber es gelang ihr nur schlecht. Die Liebende nämlich glaubte nicht an den Tod des Geliebten. Eine geheime Stimme in ihr peitschte ihr Herz immer wieder auf, wenn es sich in das Unabänderliche schicken, den schrecklichen Verlust als nun einmal unwiederbringlich hinnehmen wollte. Und dies Gefühl, diese geheime Gewißheit, daß der Geliebte lebe, ließ sie nicht zur Ruhe und zur Genesung kommen. So verging der Winter.

Im Mai des nächsten Jahres erhielt ein Professor jener kleinen norddeutschen Universität von einem ehemaligen Schüler, der sich eben damals in Paris aufhielt, einen Brief mit der Nachricht, wenn ihn nicht sein Auge sehr betrogen, so habe er neulich in einer der Vorstadtstraßen von Paris jenen Professor, dessen Verschwinden seinerzeit so großes Aufsehen gemacht, gesehen. Eine Täuschung sei freilich möglich, da er ihn nur im Vorüberfahren in einer gedrängten Menschenmenge glaube bemerkt zu haben, dann leider nichts weiter von ihm habe in Erfahrung bringen können. Dieser Brief kam auf einigen Umwegen in die Hände der Geliebten und genügte, alle halbwegs gewonnene Ruhe ihres Herzens wieder zu zerreißen. Und obgleich sie durch solche und ähnliche Nachrichten ja schon oft genug getäuscht worden, duldete es sie doch keinen Augenblick länger in jener Abgeschiedenheit. Sie vermochte ihre Mutter, sofort mit dem nächsten Zug mit

ihr nach Paris zu eilen und von neuem das verzweifelte Suchen zu beginnen. Wieder wurden Behörden und Private, alle nur erdenklichen Mittel zur Auffindung eines Menſchen in Bewegung geſetzt. Die Suchende ſelber gönnte ſich keinen Augenblick Ruhe, hetzte vom Morgen bis zum Abend durch die endloſe weitläufige Stadt, durch Muſeen, Bibliotheken und alle Orte, wo ſie den Gelehrten nur vermuten konnte, zunächſt einem wohlabgewogenen Plane folgend, zuletzt wahllos, planlos dem Zufall vertrauend, hoffend, daß er ihr vielleicht gönnen werde, was vor jeder Vernunft unmöglich ſchien. Die Mutter, die zuletzt für den Verſtand ihres Kindes zu fürchten begann, beſtimmte am Ende noch acht Tage als letzte Friſt, dann wolle man auch dies und jedes andere Suchen als ſinnlos aufgeben und heimkehren. Die acht Tage vergingen. Aber die Mutter mußte eine weitere Friſt zugeſtehen. Die Liebende ſchien des Lebens, ja der Gegenwart des Geliebten gewiſſer als je und war feſt und heilig überzeugt, daß er in Paris ihr nicht ferne ſei, und daß ſie hier ihn finden müſſe. So fuhr ſie fort in ihrem unermüdlichen Suchen und Wandern, allein ihrem Herzen die Zügel laſſend . . .

Mit dem jungen Gelehrten war es indeſſen wie folgt gegangen. Als er an jenem Abend von der Geliebten fortſtürzte, hatte er die Abſicht, von ihr keinen anderen Weg als in den Tod zu gehen. Mit dieſem feſten Gedanken ſtieg er, um der erleuchteten und belebten Stadt zu entfliehen, in eine der Bahnen, die nach den Vor-

orten hinausführen, von wo er irgendwo ins Feld und Freie zu kommen und da sein Vorhaben auszuführen dachte. Als er nach langem, bewußtlosem Hinfahren am Ende jener Bahnlinie auszusteigen genötigt war, fand er sich in einer ganz veränderten und halb ländlichen Umgebung. Ein kleiner Gasthof lockte mit trübem Licht. Und da er Hunger und Durst verspürte, trat er ein und fand sich in einer rauchigen, schmutzigen Wirtsstube, die mit lautem, merkwürdigen Volk angefüllt war. Es war eine Schar galizischer Auswanderer, arme Teufel, die die Not aus ihrer Heimat getrieben und die, wie der Gelehrte, der sich zu einem Schoppen Wein neben sie setzte, bald abnahm, sich auf dem Wege nach Amerika, dem Lande der Hoffnung und Freiheit, befanden. Sie waren bis hierher zu Fuß gewandert und gedachten auch weiter — da sie vollkommen mittellos waren, oder doch ihre geringe Habe für die Überfahrt und den Eintritt in das neue Land bewahren mußten — auch weiter so zu Fuß durch Österreich, Deutschland und Frankreich bis in einen nordfranzösischen Hafen zu kommen und sich zuletzt dort einzuschiffen. Ihren Unterhalt auf dem Wege verdienten sie dadurch, daß sie sich auf dem Lande oder in den Städten immer wieder eine Weile als Arbeiter verdingten und erst nach einigen Wochen weiterzogen. Im übrigen verließen sie sich auf die Mildtätigkeit und kamen so zwar langsam, aber sicher und billig ihrem Ziele näher. Indem der Zuhörer dies alles aus den Ge-

ſprächen nach und nach begriff, tat ſich ihm, den ſo dicht vor dem Tode doch als geſitteten und Gott verantwortlichen Menſchen ein Schauder vor der zerſtöreriſchen Tat an ſich ſelbſt ergriff, unverſehens eine Pforte zum Leben auf, ohne daß er ſeiner Abſicht, der Geliebten zu entſchwinden, untreu zu werden brauchte. Kurz, um dieſe Sache nicht allzu weitläufig auszuſpinnen, er näherte ſich dieſen Arbeitern, wußte ſie zuletzt zu bewegen, ihn, der nicht ohne Mittel war, in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen, und machte ſich dann in der Frühe des anderen Tages mit ihnen auf den Weg. Gefälſchte Papiere, in deren Herſtellung jene einige Erfahrung hatten, halfen ihm über die Grenzen und durch die Herbergen. Und ſo gelangte er nach monatelanger Wanderung ſchließlich in die Gegend von Paris. Er war indeſſen doch aus aller Verzweiflung ſeines Herzens ſoweit wieder zur Vernunft heraufgekommen, daß er einſah, daß das Leben unter dieſen Halbwilden nicht ſeiner Art und eigentlich eine Sünde an ihm ſelber ſei. Er wußte ja nun auch ſeine Spur ſo gut verwiſcht und hatte aus ſeinem Herzen in harter körperlicher Arbeit und im Leben in einer ganz fremden Sphäre die Geſtalt jenes einſt geliebten Mädchens und ihre ganze Welt ſo ausgelöſcht, wie er meinte, daß er ruhiger und gefaßter ſein künftiges Leben bedenken und ſich vor allzu großer Torheit und Taten der Verzweiflung hüten konnte. Doch daran, daß er in ihrem Geſichtskreis und aller derer, die ihn einſt gekannt, nicht

wieder auftauchen dürfe, hielt er unverbrüchlich feſt. In dieſem Zuſtand erinnerte er ſich jenes Kloſters auf Island, wo er einſt eine glückliche, einzig ſeiner Wiſſenſchaft gewidmete Zeit, fern aller Verwirrung der Welt zugebracht hatte, wo man ihn, den Proteſtanten mit ſo großer Liebe aufgenommen und zu ſpäterer Wiederkehr dringend eingeladen hatte. Er ſonderte ſich alſo in Paris von ſeinen Gefährten, ſchrieb einen Brief an den Vorſtand jenes Kloſters, ob man ihm dort ein Leben in Stille und Arbeit ermöglichen könne und erhielt nach einigem Warten einen erfreuten Beſcheid und die Einladung, nur ſobald und auf ſolange wie möglich zu ihnen zu kommen. Mit dem Reſt des Geldes, das er noch beſaß, erwarb er ſogleich eine Reiſekarte nach der fernen Inſel und erwartete nur den Abgang eines geeigneten Schiffes, um Paris, Europa und eigentlich ſchon dieſe Welt zu verlaſſen. Mit dem Eintreffen jenes Briefes und der neu verſtärkten Erinnerung an die gewaltige und erhabene Natur des fernen unvergleichlichen Eilandes, war eine große innere Ruhe und ein Frieden wie von anderer Welt über den jungen Menſchen gekommen. Er ſaß einſam vor einem kleinen Gaſthof in einer äußerſten Vorſtadt, wo er ſeit einigen Wochen zu eſſen pflegte, recht eigentlich auf der Straße, zwiſchen einigen in Kiſten grünenden Efeuwänden, die, als eine Art Umzäumung mitten auf den Bürgerſteig geſtellt, einen Garten vortäuſchen ſollten. Er hielt den am Tage zuvor empfangenen Brief in Händen und

überlas ihn noch einmal. Das würdige und ernſte Bauwerk des fernen Einſiedlerhauſes, in das er nun ſelbſt einzutreten und der Welt zu entſchwinden dachte, ſtand wie eine Burg vor ſeinen Augen. Es war ihm zumute wie einem, der durch ein wildes Unwetter und brüllenden Sturm gegangen und der nun in einen geſchützten windſtillen Torweg tritt und plötzlich eine ſchöne Wärme, Ruhe und Behaglichkeit körperlich ſich umfließen fühlt und tief und geborgen aufatmet. Aber in eben dieſem Augenblick ſprang er von ſeinem Sitz empor und ſtrich mit der Hand über die Augen, als wolle er einen Traum, ein Trugbild wegwiſchen, denn vor ihm ſtand, nein lag ſchon umklammernd an ſeinem Halſe die, um die er all dies trug, die, vor der er entflohen, und vor der er noch immer weiter zu entfliehen gedacht hatte.

Auf ihrem ſinnloſen Herumirren durch alle Teile der Stadt hatte ſie der Zufall, oder wie wir lieber glauben, die heimliche, unbewußte, aber in aller Trennung immer vorhandene Verbindung und Witterung ihrer liebenden Herzen zu ihm geführt. Er ſah ſie mit Entſetzen, wehrte ihre ſchluchzende, bebende Geſtalt von ſich, entwich ihrem ſtammelnden, den ſeinen ſuchenden Mund und hielt ſie zuletzt mit Gewalt weit von ſich entfernt. „Nein!“ ſagte er hart, „dies hat keinen Sinn und wir fangen nicht wieder von vorne an.“ Er zwang ſie auf einen Stuhl und begann nun mit unterdrückter Stimme, aber hart und feſt wie ein Bußprediger ihr das Un-

mögliche, das Sinnloſe und Qualvolle einer Verbindung mit ihm auseinanderzuſetzen. Den Brief ſchwenkte er dabei unbewußt wie eine Waffe in der Hand, geſtand ihr auch zuletzt, wohin er zu entweichen dachte, und kam ſich mit all dem ſehr gefaßt, männlich und entſchloſſen vor. Aber es geſchah vielerlei in ihm zur gleichen Zeit. Indeſſen ſein Mund die feſten überlegenen Worte ſprach, die ſein Stolz und ſein anmaßender Verſtand hervor ſuchten, hing ſein Auge beſorgt an dem ſchmalgewordenen geliebten Geſicht, ſah er in die flehend auf ihn gerichteten tränenüberſtrömten Augen und auf ihren zitternden Mund, der kein Wort erwiderte, ſondern die Antwort allein den Liebe und Hingebung wie warme Strahlen ausſtrömenden Augen überließ. Sein Herz lag ſogleich zerſchmolzen vor dieſer Glut; ſeine Vernunft begann zu ſchwanken. Und als ſie zuletzt nur leiſe ſagte: „Liebſt du mich denn nicht mehr?“ wurde er in ſeinen Worten verwirrt, ſeine Beweisführungen und Entſchlüſſe ſchienen ihm ſelber vor der Gewalt der Liebe, die er ſtärker als je in ſich lebendig fühlte, leer und nichtsſagend. „Ich werde dich unglücklich machen!“ rief er. „Gerade weil wir uns lieben, werden wir uns bis in den Tod plagen.“ „Ja,“ ſagte ſie ruhig, „das weiß ich wohl, daß es bequemer iſt, der Welt und der Liebe zu entfliehen, wie deine Mönche da getan haben. Das weiß ich wohl, daß Liebe Leid bringt und je mehr Liebe um ſo mehr auch Leid. Glücklicher — was man ſo nennt — wäre ich

wohl mit einem von jenen guten Jungen, an die du mich weiſt, glücklicher du mit einer anderen, in allem, auch in der Liebe beſcheideneren Frau. Aber iſt denn dies Glück ſoviel wert? Iſt es dir ſoviel wert?" Er ſchwieg. „Nein," ſagte ſie, „es iſt gar nichts wert. Aber geh! geh! wenn dir nur an der Ruhe deines Herzens liegt. Dann warſt du nicht der, den ich in dir ſah. Dann liebſt du dich und nicht mich! Dann will ich heimgehen und dich nicht mehr verfolgen, dann . . ." Sie weinte und wollte die Tränen zurückdrängen, ballte die Hände und ſah ihn zornig und liebend, abweiſend und an ſich reißend zugleich an. Aber plötzlich mitten in ihren Tränen ſah ſie, wie vor dieſem ihrem Zweifel an ſeiner Liebe aller Stolz und Eigenwille in ihm zuſammenbrach und auch aus ſeinen Augen nichts als ſchmerzvolle, leidende, ſelige, alles überſtrömende Liebe leuchtete. Er kam ihr vor wie ein Kind, wie ein großer geſcholtener Junge. Sie ſah, wie blaß und abgemagert und ein wenig verwahrloſt er war. Und ohne ein Wort weiter lag ſie an ſeinem Halſe. „Bis in den Tod!" ſtammelte er an ihrem Munde und trank ihre Küſſe — —

— „Ja und was wurde weiter daraus?" fragte jemand den Erzähler, als er hier zu enden dachte.

Nun, er iſt heute einer der erſten Gelehrten, ſie eine der größten Sängerinnen unſeres Vaterlandes. Beider Namen wären allen wohlbekannt, wenn ich ſie nennen wollte.

„Das meine ich nicht," ſagte der andere. „Wurden ſie glücklich? War die Sache von Dauer?"

— Ich denke, es iſt bereits genug darüber geſagt. Zwiſchen immer neuem Entfliehen und immer neuem Erfaſſen geht alle wahre Liebe ihre ſchwere Erdenpilgerſchaft.

Der Fremde

Einer der Pagen am Hofe des Königs sah während seines Dienstes von ungefähr in den königlichen Gemächern einen Offizier in fremder, ganz ungewöhnlicher Kleidung unter der Menge der zu einem Feste geladenen Gäste. Die Feiernden bewegten sich in einem großen Saal. Aber der Knabe hatte dort keinen Eintritt. Er kam nur, wie der Zufall es fügte, an der offenstehenden Türe vorüber und blickte in den Tumult der Tanzenden. Da gewahrte er in der Mitte des Raumes den Fremden, und ohne zu wissen, wie ihm geschah, sank er wie von einer Hand geschoben gegen den Türpfosten und lehnte auch noch den Kopf an und starrte genau auf die Erscheinung. Er sah durch das Gewirr der vielen sich Bewegenden, die alle bunt genug gekleidet waren, fest auf diese eine ruhige und schöne Gestalt, die unter einem der mit Kerzen reich besteckten Leuchter stand und eben über die Schulter gewendet mit einem glücklichen Ausdruck gegen den Pagen herblickte. Der Fremde trug eine überall den Körper eng umschließende Uniform, wie es schien aus einem seidigen sammetartigen Stoff von einem ungewöhnlichen tiefen und märchenhaften Rot, auf dem goldene Schnüre und Kanten phantastisch aufleuchteten. Der Knabe dachte sogleich an eines der kostbaren venetianischen Bilder, die in der Galerie des Königs hingen, und auf dem ein Mann in eben einem solchen

roten Gewand abgebildet war, wie er halbwegs ſeinen Kopf von einem Orgelſpiel, auf dem ſeine Hände noch ruhen, abgewendet hat und auf eine ſchöne entkleidete Frau blickt, die dicht hinter ihm und ganz vorn vor dem Beſchauer des Bildes ſchön und heiter unbefangen wie eine Göttin ruht. In des Mannes Augen leuchtet noch der Nachklang himmliſcher Töne, und Entrücktheit miſcht ſich zart mit dem Ausdruck freudigen Erſchreckens und Begehrens. Sein Antlitz, ſchmal und edel geſchnitten, iſt kräftig und ſonnengebräunt wie ſeine Hände. Man ſieht, er iſt viel auf der See gefahren und hat mit klaren offenen Augen dem Meerwind ſtandgehalten. Er verſteht zu befehlen. Sein Mund iſt feſt und ſchön. Rot und zu Kuß und guter Rede gleich bereit, liegen die Lippen übereinander. Aber die Augenbrauen biegen ſich ſchwer und buſchig über die Stirne. Unter dem Bild ſtand auf einem alten goldenen Täfelchen nur das Wort „Federigo", recht zum Zeichen, daß es allein dieſes Namens brauche und jeder wiſſe, um wen es ſich handle. Aber die Jahrhunderte ſind vergeßlich. Niemand wußte es mehr. Der Knabe hatte oft vergeblich verſucht, es zu ergründen.

Und nun wißt ihr, warum ihm, indeſſen er auf den fremden Offizier ſtarrte, leiſe das Wort „Federigo" über die Lippen kam. Der Fremde ſchien ihm in allem ſo täuſchend und ſo genau jenem gemalten Edelmann zu gleichen, daß es ihm in einer lähmenden Trübung der Sinne ſo vorkam, als müſſe der dort wirklich Federigo

ſein, der noch auf Erden wandle, oder als könne es auch ſein, er ſelbſt, der Page, lebe nicht heute, ſondern dies ſei eine Stunde aus längſt vergangenen Zeiten. Er ſtarrte ſchwindlig in einen wirbelnden Abgrund. — Es geſchah dem Knaben, wie es manche von uns an ſich werden beobachtet haben: es war ihm, als ſtehe er hier garnicht zum erſtenmal. Als habe er all dies ſchon oft und unendlich oft erlebt und als nehme es nie ein Ende. Es iſt eine Art Traumzuſtand, hellſehender als das Wachen und unerklärlich. Magiſche Kräfte ſcheinen auf das Gehirn einzuwirken und es zu bezaubern. Ich wage nicht zu entſcheiden, ob es Täuſchung iſt, nur eine Trübung des Verſtandes — oder aber erinnert ſich das Blut aller einſtigen Dinge, wird es berührt von der Hand von Geiſtern, die aus der Luft oder aus fremden Herzen geſtiegen ſind? Das nehme ein jeder wie er mag. Genug, der Knabe, der in dieſen Dingen unwiſſend war und das nie erfahren hatte, lag an dem Pfoſten der Türe, von dem Fremden bezaubert, wie man wohl von Vögeln ſagt, daß ſie von dem Blick von Schlangen bezaubert und gelähmt werden können.

Dies alles währte eine gute Weile, während deſſen das Kind das Bild des Mannes recht in ſich einſog, wie nur ein Liebender das Bild der Geliebten.

Indem kam einer der Gefährten des Pagen, brachte ihm einen Auftrag und zog ihn raſch hinweg. Und dies war das einzige Mal, daß der Knabe den Fremden ſah.

Gleichwohl wurde dieſe Begegnung für ihn von den merkwürdigſten und ſchließlich ſchrecklichſten Folgen.

Zunächſt ging er hinweg und erledigte ſeine Pflichten ſchnell und gefaßt, blieb aber dabei wie ein Träumender und verſuchte vergeblich, an ſich ſelber rüttelnd, ſich zu wecken und klar zu denken, was ihm denn geſchehen ſei. Als er am Abend in ſeinem Bett lag, brach aus ſeinem Herzen ein Strom von Tränen, und indem er gegen das Kiſſen gewendet lag, biß er hinein und ſtammelte immer wieder den einen Namen: Federigo, alles ganz in der Erſchütterung, wie ſie nur die vom Blitz der Liebe getroffenen kennen. Sein Herz durchtobte die Nacht in unfaßbarem Aufruhr. In aller Frühe ſtand er auf. Es war ihm, als ſei ein Gewitter über ihn gefahren. Aber auch an dem geklärten Himmel blieb klar und ſchön der Name, der ihn bezauberte.

Als er wieder zum Dienſt kam, verſuchte er mit ſcheuen Fragen einiges über den auffallenden Fremden in Erfahrung zu bringen, doch hörte er nicht mehr, als daß es ein griechiſcher Edelmann geweſen, wohl einer von den Geſandten, die die Griechen damals zahlreich ausſchickten, um an den Höfen Europas Beiſtand in ihrem Freiheitskampfe gegen die Türken zu erbitten. Alle Verſuche, mehr zu ergründen oder den Fremden wiederzuſehen, blieben an dieſem, wie allen folgenden Tagen vergeblich. Aber die Erregung des Knaben ließ darum nicht nach, ſteigerte ſich vielmehr

ſo ſehr, daß ſie auch ſeiner Umgebung auffallen mußte. Einige Sonderbarkeiten war man freilich ſeit langem an ihm gewöhnt. Er war der einzige Sohn einer zwar alten und vornehmen, aber ſehr verarmten Familie des Landes. Vater und Mutter hatte er in früheſter Jugend verloren und war ſo von Kind an unter fremden Menſchen geweſen. Liebe, oder auch nur dem ähnliches hatte er nie erfahren und zu Geſicht bekommen. Seine Erziehung wurde ſtreng und gerecht geführt und war ihm bei ſeiner Armut, die auf die Gnade des Königs angewieſen blieb, vorgezeichnet und führte über den Pagendienſt zu Hof- und Kriegsdienſt, alſo durch die kälteſte und graueſte Atmoſphäre. Die Seele des Knaben aber, nach der niemand fragte noch je gefragt hatte, war die zarteſte und empfindlichſte, die ſich denken läßt. Dies zeigte ſich insbeſondere in zwei Punkten, in einer ſchwärmeriſchen Verehrung der Werke der Dichtkunſt, die er ſich auf alle Weiſe gegen den Widerſtand ſeiner Erzieher zu verſchaffen ſuchte, und in einem peinlich genauen Ehrgefühl, das um ſo ſchmerzhafter unter jeder Kränkung litt, weil er, körperlich zart und ungewandt und von unüberwindlicher Schüchternheit, ſich ſchwer oder nie Genugtuung für erlittene Unbill zu verſchaffen wußte. Dies war für ihn um ſo mißlicher, weil er als Page unter einer Rotte wilder und gewalttätiger, nicht bösartiger, aber alles Empfindſame verachtender und derber Knaben ohne jeden Beiſtand leben mußte. So hielt er ſich einſam und ſtill unter ihnen,

immer beſtrebt, jeder Annäherung und jeder Berührung zeitig genug aus dem Wege zu gehen.

Er hatte alſo weder einen Freund, noch auch einen halbwegs vertrauten Menſchen, bei dem er in dem Sturm von ungekannten Gefühlen, die ihn ſo plötzlich anfielen, hätte Rat und Zuflucht finden können. Und dennoch brachten dieſe eine ſolche Wandlung in ihm hervor, daß auch der oberflächlichſte Beobachter ſie bemerken mußte. Er geriet in einen wahren Rauſch von Glückſeligkeit; ſeine Augen, ſein Gang, ſein ganzes Weſen waren ſeltſam erregt und bewegt, alles ſo, wie die nicht unerfahrenen Gefährten es an Verliebten oder auch an ſich ſelbſt im Rauſch der Liebe mochten erlebt haben. Daß alſo ihr ſonſt ſo ſcheuer Kamerad verliebt ſei, war ihnen außer allem Zweifel. Es galt nur noch zu erforſchen, in welche der Hofdamen oder welches der kleinen hübſchen Bürgermädchen. Sie beſtürmten ihn mit Scherz und luſtigem Spott. Aber er erſchrak nur über ihr zudringliches Vermuten, als könne das, was in ihm webe, Liebe ſein. Und dennoch mußte er ſich ſelber heimlich mehr und mehr und mit wachſendem Entſetzen geſtehen, daß ſie ſo Unrecht nicht haben könnten. Dies warf ihn nun vollends in den wildeſten Widerſtreit der Empfindungen. Sein Ehrgefühl bäumte ſich auf, und ſein Herz ließ ſich doch nicht befehlen, dieſer imaginären Geſtalt anders als mit allem Entzücken der Liebe zu gedenken. Nun hatte er, der jeder Ausſprache mit Menſchen entbehrte, ſich von früheſter

Jugend an daran gewöhnt, alle ſeine Gedanken, Gefühle und Erlebniſſe einem ſorgfältigſt gehüteten Tagebuch anzuvertrauen. Hier legte er ſeine Leiden nieder wie in ein Grab. Hier errichtete er ſeinen kleinen kargen Freuden ein Denkmal. Hier reflektierte er über ſich ſelbſt und die Welt und ſeine Umgebung und hatte es aus langer Gewohnheit und Übung in der Beobachtung ſeiner ſelbſt zu einer kleinen Meiſterſchaft gebracht. Hier ließ er nun auch unverhüllt die Verwirrung austoben, die ihn heimſuchte; das große ungekannte Entzücken, das bitterſte Entſetzen, oft auf derſelben Seite ſchmerzvoll ineinander gemiſcht. Hier ſtand er nackt vor ſich ſelbſt, aller Hüllen, die ſein Herz ſonſt ſiebenfach gegen die Welt abſchloſſen, entkleidet und geißelte ſeine Seele, wie einſt die Büßenden ihren Leib gegeißelt hatten.

Während er noch ganz in dieſem Aufruhr lebte, fand er an einem Mittag, vom Dienſt heimkehrend und unverhofft in das gemeinſame Zimmer der Pagen tretend, eine Schar laut lärmender Kameraden um einen aus ihrer Reihe, einen großen ſtarken Burſchen verſammelt, der ihnen aus eben jenem Tagebuch laut und von brüllendem Gelächter unterbrochen die geheimſten Stellen vorlas. Eduard, ſo hieß der Page, fühlte einen Stich quer durch ſein Herz, riß ſeinen kleinen Pagendegen, den er noch umgeſchnallt hatte, ein ziemlich unſchädliches Gewaffen, hervor, ſtieß einige der ihm raſch in den Weg tretenden verlegenen Geſellen auf die Seite und ſchlug dem Vorleſer, der

wie zum Schutz das Buch schnell gegen die Brust drückte, die Schneide so quer übers Gesicht, daß er ihm Wange und Nase aufschnitt, eine Wunde, die gefährlicher aussah, als sie war. Im gleichen Augenblick entrissen ihm stärkere Hände die Waffe und drückten ihn, der wie unsinnig schrie: „Ihr Hunde! Ihr Vieh!" gegen den Boden. Ein Offizier und Aufseher der Pagen stürmte herein, ließ sich kurzen Bericht geben, nahm Eduards Waffe in Verwahrung und hieß ihn einstweilen auf seine Kammer gehen und das Weitere abwarten. Das Tagebuch nahm er an sich. Eduard, um den alles zu schwanken und zu kreisen begann, vergaß alle militärische Erziehung, warf sich dem Offizier zu Füßen und bat um das Buch wie um sein Leben. „Wir führen hier keine Schauspiele auf," sagte dieser kalt. „Gehen Sie auf Ihr Zimmer, oder ich lasse Sie in Arrest schließen. Was Ihr Eigentum ist, werden Sie zur Zeit wieder bekommen." Eduard schien sich auf den Vorgesetzten stürzen zu wollen, ihm das Buch zu entreißen. Dann aber sank seine zarte knabenhafte Gestalt in sich zusammen und er taumelte hinaus.

Als die Türe hinter ihm geschlossen war, blickte er rasch um sich, wandte sich dann nicht die Treppe hinauf nach seinem Gemach, sondern lief in hastigen leisen Sprüngen hinunter, zum hinteren Tor des Hauses, durch den Garten und von dort mit raschem Sprung über einen Zaun in eine Gasse, die da vorüberführte. Wie ein gehetztes Tier sprang er die Gasse entlang

und hörte nicht eher auf zu laufen, als bis er die Stadt hinter ſich hatte und in eine Gegend kam, wo die kleinen Hütten der Gärtner und Tagelöhner ſtehen und wo er kein Aufhalten mehr zu fürchten brauchte. Schließlich kam er in die Felder, die in weitem fruchtbarem Ring die Stadt umgaben und eilte zwiſchen ihnen hin, ſolange es ſeine Kräfte erlaubten. Es war ein ſchöner warmer Spätſommerabend. Das Getreide wogte wie eine goldene Flut durch die Ebene. Die Ackerränder waren wie bunte Blumenkränze, die Wieſen friſch und grün, vor der zweiten Mahd. Ein Heer von Schwalben webte wie ein Gewimmel von Fiſchen über den ganzen Himmel hin. Auf den Feldern richteten ſich eben die Bauern zur Heimkehr von der Arbeit. Drüben luden ſie noch einen Wagen mit den erſten Garben und bewegten ſich groß und dunkel auf dem Goldgrund des Himmels. Andere ſchichteten Grummet zu kleinen Hügeln, zum Schutz gegen den Tau der Nacht. Kinder ſprangen lärmend um die arbeitenden Eltern. Ein Hund bellte fröhlich. Und hier ſtand ein Schäfer, vornüber auf den Stock geſtützt und ſein Pfeiflein ſchmauchend, zwiſchen den ſtill auf und ab weidenden Schafen.

Es dauerte eine Weile, bis Eduard aufblickte und das Bild des ſchönen friedlichen Abends wie einen höhnenden Gegenſatz zu dem Elend in ſeinem Innern in ſich aufnahm. Er blieb ſtehen und preßte die Hände auf das hämmernde und ſchmerzende Herz. Mit dem Blick eines zu Tode getroffenen Tieres umfaßte er die

Landſchaft und warf ſich dann auf die Erde, ſchlug die Hände vors Geſicht und weinte. Eine ganze lange Weile lag er ſo und ſchmolz den Krampf des Herzens in Tränen. Zuletzt, als die Stimmen heimkehrender Schnitter nahten, ſtand er raſch auf, wandte ſich ſeitwärts einen Feldweg entlang und kam ſchließlich an einen klaren, nicht breiten aber tiefen Fluß. An ihm ging er aufwärts, bis er an einen kleinen Weidenhügel kam, nahe bei einem dichten Waldſtreifen. Doch behielt er den Blick über die Ebene nach der Stadt, als wolle er ſich verſichern, daß keine Verfolger hinter ihm ſeien.

Der Fluß, der von dem nahen Gebirge herabkam, glitt ſchnell und klar wie fließendes Glas zwiſchen den buſchigen graſigen Ufern hin. Eduard, der, an einer Weide ſich haltend, ſich über ihn neigte, ſah durch die helle, ſchimmernde und webende Flut jedes Steinchen am Grund und die langen, in ſeltſamen Neigungen und Windungen von der Strömung gezerrten Waſſerpflanzen, die am Grunde angeklammert in einer beſtändigen Bewegung dem Zug des Waſſers folgten und doch ſogleich wieder zurückſchnellten, ganz wie ein im ſcharfen Wind wogendes Kornfeld, nur grüner und unwirklicher. Eduard ſchaute dem eine Weile zu und fühlte eine Luſt, den heißen Körper zu baden, lächelte darüber und ſetzte ſich dann mit dem Rücken gegen den Fluß und ſah in den Abend hinaus und nach den fernen Häuſern und Türmen der Stadt.

Was zu tun ſei, war ihm ganz klar. Darüber dachte

er nicht mehr nach. Es war in ſeinem Innern ſo ſtill, als ſei alles Denken zerbrochen. Er ſchaute ein paar weißen Schmetterlingen zu, die ſich jagten. Er blickte lange zu einer großen, rötlich gefärbten Wolke hinauf, die geruhig über das Land ſegelte. Er hörte einer Droſſel zu, die mit ſtarken ſchönen Schlägen in einem Gipfel des nahen Waldes ihr Abendlied läutete. Ferne Menſchenſtimmen riefen einander zur Heimkehr. Eine Kuh brüllte weitab. Und jetzt trat ein Reh ganz dicht bei ihm aus dem Walde, blieb verwundert ſtehen, ſchüttelte wie ärgerlich den Kopf und trollte langſam den Waldraud entlang einem grünen Wieſengrunde zu. Das leiſe Rauſchen und Schwätzen des Fluſſes verſtärkte die Stille und den unendlichen Frieden, der in breiten klaren Wellen über das abendliche Land ſtrömte. Eduard hielt die Hände um ein Knie geſchlungen und ſah mit der ruhigen Neugierde eines Kindes oder mit der heiteren Wehmut eines Geneſenden allem zu, was ſich vor ihm regte, verfolgte jede Bewegung und wandte den Kopf nach jedem Laut. Zuletzt beſchäftigte ihn lange der Flug einer kleinen verſpäteten Biene, die vor ihm am Boden emſig die Blüten des Wachtelweizens abſuchte, von Kelch zu Kelch flog, ſich hineinwühlte, und als hätte ſie nicht gefunden, was ſie ſuchte, zu dem nächſten hinüberſtürzte, bis ſie zuletzt in dem Zelt einer kleinen blauen Glocke verſchwand und nicht mehr zum Vorſchein kam. „Zu Hauſe!“ ſagte Eduard und blickte auf. Er atmete ſtill und ruhig.

Es war ihm, als ſei irgendein Gutes, Löſendes und Erlöſendes geſchehen. Ein ſchwerer Druck, der immer auf ſeiner Seele gelegen, begann wie mit leiſem Rucken nachzulaſſen, als ſprenge das Herz eine umſchließende Klammer nach der anderen und dehne ſich aus und ſchlage endlich einmal befreit und leicht. Er hob den Kopf und ſah in den Himmel hinauf. Die Abendröte lief mit einem flammenden aufregenden Schein über alle Himmel. Und die verſinkende Sonne ſtreckte einen Rieſenfächer, ein flammendes Friedenspalmenblatt von Strahlen vom Horizont herauf bis in den Zenith. Fern, ganz fern in den Gärten begann ein Einſamer eine Flöte zu ſpielen, als wolle er jemandem Troſt bringen. Eduard beugte ſich vor und lauſchte. Und jetzt ward ihm in einer holden Täuſchung, als klinge in ſeinen Ohren nicht der Geſang dieſes kleinen Inſtrumentes allein, als beginne die ganze Landſchaft vor ihm, Feld, Wald, Stadt und Himmel und Abendröte in Tönen zu zerſchmelzen und zu zerklingen, als begänne eine Rieſenorgel leiſe zu ſingen — und ſchwoll an wie mit himmliſchen Chören und ſtürmte mit aller Macht auf ihn ein, der, ſchon vom Irdiſchen weggewendet, Überirdiſches hörte. „O ſchöne Welt!“ rief er, „o ſchöne Welt!“ und ſeine Hände griffen aus, als zöge er, der kleine Page, die Regiſter der großen Orgel Welt, daß ſie ſo ſtürme und ſinge. Er hatte den Kopf hintübergeneigt und ſtarrte, erlöſt von aller Angſt und ganz weltbefreiten, von großen Gefühlen über-

ſchwemmten Herzens in die roſenrote Tiefe des Himmels hinauf.

„Ob ich bald dort ſein werde?“ ſagte er leiſe. „Oder ob es auch ein Märchen iſt, wie ſo vieles, was man hier unten ſagt? Das werde ich ja nun bald ergründet haben.“ Ein Stern trat grün und ſilbern durch die Abendröte. „Vielleicht auch nur ſchlafen,“ dachte der Knabe, „gut und feſt ſchlafen. Das wäre auch viel wert.“ Er lächelte und träumte vor ſich hin. Da ſchwoll in der Stille ein Rauſchen ſtärker an. Der Fluß ſchliff unter den Weidenwurzeln hin. Und mitten in ſeinem Entzücken wandte ſich der Knabe über die Schulter zurück und ſah die mattleuchtende Flut an. „Ich komme ſchon,“ flüſterte er. „Ich komme bald.“ Und indem er dieſe Bewegung ausführte, fiel ihm ein: ſo blickt Federigo über die Schulter nach ſeiner Geliebten. Und noch einmal fuhr dieſer Name durch ſein Herz und Gedächtnis, wie ein flammender Stern durch die beginnende Nacht. „O Geliebter!“ rief er, „o Geliebter und mein Erlöſer. Dies verdanke ich doch zuletzt dir, daß ich frei werde. Ohne dich hätte ich das armſelige Leben Gott weiß wie lang und zu welchem Elend weitergeſchleppt.“ Noch einmal ſchwoll aller Rauſch der Liebe und Sehnſucht durch ſein Herz. Er ſaß etwa eine Stunde ganz ſtill in ſich zuſammengebückt, bis ihn fröſtelte. Es war nun tiefe Nacht und der Himmel voll Sterne. Dann ſtand er auf und begann ſich zu entkleiden, ordentlich, wie er gewohnt war und als wolle er zu Bett gehen,

und legte die Kleider dicht an den Weidenſtamm. Im Waſſer ſchwankten zwiſchen den ſchwarzen Schatten der Weiden ein paar helle geſpiegelte himmliſche Funken. Der Knabe griff an den Weidenwurzeln hinunter und ließ ſich in den Fluß gleiten. Die Hände über der Bruſt gefaltet, ſank er, mit einem Seufzer des Erſchauerns über die plötzliche Kühle, hinab. Die Strömung riß den ſchmächtigen Körper herriſch und gewalttätig an ſich. Das ruhigziehende Waſſer wirbelte einen Augenblick auf, als taumle ein großer Fiſch durch die Flut. Ein Käuzchen ſtrich erſchreckt mit ängſtlichem Klageruf von den hängenden Weiden ab und glitt wie ein Schatten den Fluß hinunter.

Wolken

Ich halte in meiner Hand einige eng beſchriebene Blätter, die mir aus dem Nachlaß eines kürzlich verſtorbenen Freundes zugegangen ſind. Eigentlich ſagt das Wort Freund hier zu viel. Wir ſaßen in unſerer Jugend viele Jahre auf einer tintenbeklexten Bank und trugen die Leiden und Freuden der Schule miteinander bis zum Abgang. Aber in meiner Erinnerung lebt nicht der Jüngling, als der er doch zuletzt neben mir geſeſſen hat. Ich beſinne mich nur auf einen blaſſen Knaben, der es liebte, langes Haar zu tragen. Es hing fein und golden um ſchmale Schläfen und war weich und ein wenig mädchenhaft. Auch weiß ich noch wohl, daß ich ihn damals, in den erſten Jahren, die wir auf dem Gymnaſium zubrachten, nach Knabenart heiß geliebt habe. Je älter ich wurde, um ſo mehr entfernte ich mich von ihm. Wir waren beide nicht ſehr geſprächiger Art und ſeine Eltern hielten den immer Kränklichen vornehm und ängſtlich von uns anderen wilderen Burſchen fern. Er kam dann ſpäter auf eine andere Univerſität als ich. Ich ging ins Ausland und — wen von den vertrauten Gefährten der Jugend habe ich denn je wiedergeſehen? Auch ihn nicht. Und er hat doch in den letzten Stunden des Lebens meiner gedacht. Wie einſam muß er geweſen ſein, wenn ich ihm der Nächſte war, dem er dieſe Blätter anvertraute.

Ich las ſie und leſe ſie noch einmal und verſtehe

nicht recht, was ich damit anfangen ſoll. Welche Narrheiten wir Menſchen doch treiben! Aber was lohnt ſich denn eigentlich und was macht das Glück des Menſchen aus? Ich weiß nicht, aber es fließt eine Müdigkeit von dieſen Blättern aus, auch in meine Hände, die ſonſt ſelten müde werden.

Ich erwarb mir Reichtum und Ruhm, habe Frau und Kinder, ja ſchon Enkel. Es blüht um mich und viele beneiden mich. Und doch, ſind nicht dieſe leichten zerknitterten Blätter ſchwerer mit Glück beladen als alle meine Schiffe, die auf den Weltmeeren ſegeln, als mein ſtattliches Haus am Markt, als meine Wagen und meine Pferde, als mein ſtolzes Herz, das in den Dingen dieſer Welt zu herrſchen und zu regieren gelernt hat? Aber jeder muß wohl ſeinen eigenen Weg gehen. Und auf Glück kommt es dem Manne nicht an. Wer aber das Glück ſucht und nichts Beſſeres zu tun hat, der folge nicht mir und ſuche es nicht hier auf Erden. Vielleicht hat jener recht und es iſt in den Wolken zu finden.

Aber es regt ſich etwas wie Haß in mir gegen den Schreiber dieſer Blätter und meine Schwachheit iſt mir ärgerlich. Doch der Abend kann wohl auch den Stärkſten einmal müde finden. So hört denn lieber das Vermächtnis:

„Ich ſitze am Fenſter. Es geht auf eine weite Ebene hinaus. Ich weiß, da liegen Felder an Felder in regelmäßigen breiten Bändern, am Horizonte hüben und drüben von dunklen Waldrändern begleitet. Und zwiſchen

den Feldern hocken umbuſcht und umdunkelt von wenigen Bäumen die weißen Höfe der Bauern, regellos über die Fläche verſtreut. Ganz ferne aber ſchaut der Turm eines Städtchens herüber, und bei gutem Wetter ſteht hinter allem das Gebirge wie eine ferne blaue Küſte. Aber um dies alles zu ſehen, müßte ich aufſtehen von meinem Tiſch. Wenn ich ſitze, verdeckt der hohe Fenſterrand alles, aber oben die weite Fläche des Himmels, der über der Ebene ſteht, die ſehe ich immer und auf ihr die wandelnden Bilder der Wolken, die von Weſten nach Oſten oder von Oſten nach Weſten, von allen Himmelsrichtungen herein und vorüber ziehen, ſich zuſammenballen, ſtehen bleiben, wie große Heere auf dem Marſch, ſich breit hinlagern und wieder dann davon eilen, hin und her geſchoben von einem Willen, der ſtärker iſt als der ihre, und dem ſie doch gern und nachgiebig folgen auf ihrer ruheloſen Wanderung.

Es ſind, ich weiß es, immer dieſelben Wolken, die nun ſchon jahrelang ihre himmliſchen Wege über die Fläche meines Fenſters ziehen, aber ſie haben täglich neue Gewande. Vor meinen Augen wechſeln ſie immer Form und Geſtalt, werden hell und dunkel, rieſenhaft und zart wie ein Hauch, weiß und blau und ſchwarz und nebliggrau. Aber ich erkenne ſie immer wieder, wie alte vertraute Gefährten und ſitze und rede mit ihnen die ſtumme Zwieſprache der Augen und Gedanken, gleite mit ihnen von dem Hauch des Windes getragen ſelig durch das Meer der himmliſchen Bläue.

Ich habe mich der Menſchen ganz entwöhnt. Und ich bin ihnen fremd geworden. Ich mag nicht einmal auf die Ebene hinabſehen, wo ſie hauſen. Darum habe ich meinen Tiſch unter dies Fenſter geſtellt, wo der Blick nur aufwärts ſieht, einzig ihnen zugekehrt, die ich liebe, die ich Einſamer liebe, mehr als ihr anderen eure Geliebten, als ihr Kinder und Enkel lieben könnt. Es iſt nun ſchon eine alte Liebſchaft zwiſchen den Wolken und mir, und ohne ſie wäre ich im Unglück und Elend der Welt wie ihr alle, aber in ihnen fand ich das Glück, das nie aufhört und kein Ende fürchtet, das Leben, das vor keinem Tode bangt, die Liebe, die von keiner Erkaltung, die Treue, die von keinem Betrug, den Glauben, der von keiner Täuſchung bedroht iſt. Und ich habe nicht eine, nicht zehn Geliebte nur wie ihr, ich habe Hunderte, Tauſende und doch immer eine, die zu wechſelnden Formen ſich umbildet, deren ich nie überdrüſſig werden kann, deren Verluſt ich nie zu fürchten brauche.

Auch ich habe einſt unter Menſchen gelebt. Doch das iſt mir wie ein Traum, fern, blaß und weſenlos. Aber hier vor meinen Augen ſchwebt das Weſen und die Wahrheit und die Schönheit immer ſichtbar und unvergänglich vorüber. Mein Glück kann ſich verbergen hinter einem Schleier, es kann fortwandern und kann ſich auflöſen in lauteres Blau, aber es kommt immer wieder aus einem ewigen Jungbrunnen herauf.

Ich fürchte, ich rede unverſtändlich, auch dir mein Freund, für den ich dies aufſchreibe.

Ich bin nicht alt, aber der Tod bläſt hart in das ſchwache Flämmchen meines Lebens. Nicht meine Seele, aber mein Leib iſt müde. Und ſchon eilt es, daß ich meine letzte Beichte ablege. Beichten iſt, wie es ſcheint, ein Bedürfnis der Sterbenden. Ich rede wie ein Trunkener, aber laß mich nun in guter Ordnung von vorne beginnen.

Ich bin, wie du weißt, der Sohn leidlich wohlhabender Eltern, auch leidlich glücklicher Menſchen. Vater und Mutter waren einander gut und plagten ſich doch dabei unendlich mit den tauſend kleinen dornigen Alltäglichkeiten des Lebens. Ich war ihr einziger Sohn. Beide hatten mich lieb, ſorgten für mich ängſtlich nach beſtem Verſtande, gaben mir eine gute Erziehung, ſchickten mich zuletzt auf Reiſen, ſahen mich in einem Amt und vermählten mich ſogar und ſtarben am Ende dahin, ohne mehr von mir zu wiſſen, als Menſchen ſo gemeinhin voneinander wiſſen. Ja ich glaube, ſie haben mich zuletzt für einen rechten armen Narren gehalten. Meine Welt, in der ich lebte, war ihnen verſchloſſen.

Und doch bin ich nie das geweſen, was man einen Träumer ſchilt. Meine Phantaſie war nie ſcharf, eher unbeſtimmt und farblos. Nein, ich durchträumte nicht, aber ich durchſchlief meine Jugend. Ich lebte das Leben buchſtäblich wie ein Schlafwandler, bis mir vergönnt war, auf die ſeltſamſte Weiſe aufzuwachen.

Es war in meinem zwölften Jahr, da ſandten mich meine Eltern in den Ferien in ein oberbayriſches Dorf,

in dies, in dem ich noch lebe und dort entdeckte ich mein Glück und meine Wirklichkeit.

Ich weiß nicht, ob es dir auf deinen vielen Reisen aufgefallen ist, daß in keinem Lande Europas — ich kann es behaupten, denn ich habe alle daraufhin angesehen —, daß in keinem Lande, in dem man leben mag, sage ich, so herrliche gewaltige Wolkenbildungen in so schöner unendlicher Mannigfaltigkeit vorkommen, wie eben in Oberbayern, der Ebene vor dem Gebirge. Ich weiß noch wie heute den Morgen, als mir das aufging, nicht wie ein Naturphänomen, das es euch allen bedeuten mag, sondern wie ein innerstes Erlebnis. Ich war am Abend in das Dorf gekommen. Am anderen Morgen sah ich aufgewacht vom Bette aus in eine blaue heitere Frühe hinaus. Große, weißbläuliche, zart und doch fest geformte Wolken zogen eine hinter der anderen in feierlichem Zuge vor dem Fensterrahmen entlang. Die Morgenröte färbte ihre Wangen und füllte sie mit dem zarten Schein von Blut, das durch die weiße Haut schimmerte. Ich lag verzückt auf meinem Lager und sah den wandelnden Gestalten zu. Noch nie war ich so wach gewesen. Noch nie war mir so wohl, so seltsam, als sei ich irgendwie heimgekehrt, als ruhe ich in einem Arm, der mich liebe, als schwebe ich in einer Welt, in der alles gut und schön und der Schlag des Herzens ruhig und glücklich ist. Ich fühlte, mein Mund lächelte, mein ganzer Leib lächelte und dehnte sich wohlig; das Herz lächelte leise hüpfend in mir.

Ich lag ſo bis tief in den Tag hinein und ſah dem himmliſchen Leben zu. Wie das ſich leiſe dehnte und wendete und wandelte, ſich ausſtreckte und wieder zurückfloß in ſich ſelbſt, ſich aufhob und herabſenkte, ſich ausbreitete und einengte, gleitend, ſchwellend, ſtrömend, ſo traumhaft weiß und doch über alle Begriffe wirklich und mit ſeligen Augen greifbar. — Aber es läßt ſich ja in plumpem Stammeln nicht ausdrücken, dies Spiel heiterſter Geiſter. So unfaßbar waren auch die Gefühle, die mich durchfloſſen. Ich liebte damals zuerſt, ich weiß es heute. Ich ſah zum erſtenmal die mir beſtimmte Geliebte, ſah ſie ſchön und entſchleiert vor meinen Augen vorüberſchweben und ſich meinen Blicken hingeben.

Ich habe damals ſeligſte Wochen glücklichſter Jugendliebe in jenem einſamen Dorf verlebt. Stundenlang lag ich auf meinem Bette und ſah durch das Fenſter, oder ich ſtreckte mich im Gras auf den Rücken und ſah in die ziehende Schar hinauf. Es gibt ja in den letzten Sommerwochen in jener ſeligen Gegend kaum Tage, wo keine Wolken ziehen. Zuweilen ſind ſie ſo fern, ſo unerſteigbar hoch, wie ein in höchſten Himmeln ſchwebender Schleier, nachlockend und hinanziehend. Dann wieder laſſen ſie ſich ſchwer herab, beladen mit Glück und ſtreifen faſt mit ihren ſchwellenden Gewanden über die Baumwipfel. Ich ſah ſie im Mondſchein ſilbern und ſchlummernd vorüberfahren. Ich ſah ſie wie Burgen Gottes hoch und fremd über dem heißen Land ſtehen,

und ſah ſie herabbrauſen in Gewitter und Zorn. Ich ſah ſie geſpiegelt im dunklen Waldſee, unter mir und über mir zugleich, und ſchwebte mit gleitenden Füßen mitten zwiſchen ihnen. Ja ich war ihnen nah und verwandt, was ſie auch trieben; leichten ſeligen Herzens war ich wie ſie! — Aber genug, genug! Ich rede wie ein Verliebter zu teilnahmloſen Leuten.

Der Sommer verging und ich kam heim in unſer Städtchen im nebligen Norden und in die Schule. Aber meine Geliebten beſuchten mich auch dort, wenn auch blaſſer, grauer und wehmütig wie in der Fremde. Es war damals die Zeit, wo ihr Knaben Räuber und Krieger ſpieltet; meine Schlachten ſchlug ich am Himmel. Es kam die Zeit, wo ihr den jungen Mädchen nachgingt; meine Geliebten waren immer bei mir. Ich ſtellte mein Bett in meiner Kammer ſo um, daß ſie immer über mein Lager glitten. Damals ſah ich noch in allen Wolken mit der bildenden Kraft der Jugend wirkliche Geſtalten, Roſſe und Streiter, Schlachten und Jagden und dann die ſchönen Geſtalten herrlichſter Frauen, ein ganzes Himmelreich von Frauen, entſchleierten und ſchöngewandeten, ruhenden und hinſtrömenden, ſchlummernden, weinenden, lächelnden, aber immer unendlich anmutigen Frauen, die alle, alle mir allein und mir ganz gehörten, ſoviel und ſolange ich wollte. Ich hatte nie Mangel. Oft war ich freilich töricht genug, mich an die eine oder andere Schönſte zu hängen, als wollte ich ſie feſthalten, aber ſie floß

dahin und blieb nicht. Ich habe tage-, ja ich habe wochenlang gewartet, daß ſie wiederkommen möchte, ich Narr wollte meine irdiſche Armſeligkeit ihnen aufzwingen. Gerade, daß ſie nicht und nie bleiben, daß dieſelbe Form nicht zweimal mein werden kann, gerade darin liegt ja das tiefſte Geheimnis meines immer neuen Glückes. Das weiß ich heute. Heute bin ich erlöſt und frei von allem knabenhaften Begehren. Ich ſehe und ſuche keine Geſtalten mehr; ich ſehe die loſen flatternden Formen der immer neu quellenden Schönheit ſelbſt, die ſüßen Biegungen und Windungen, nicht mehr von Hüften und Nacken wie einſt, nein nur aus leichtem fliegendem Nebelſtaub gewoben, formlos und vergänglich, aber immer neu ſtrömend aus dem unerſchöpflichen Born Gottes, geſtaltenlos wie ſelige Geiſter und Engel, die nur eine armſelige Phantaſie aus Notbehelf in plumpe Menſchengeſtalt ſich vorſtellt.

Bald werde ich ja ſelber ſein wie ſie. Schon zerreißt die Seele ihre Hülle und will ſie abſtreifen und geſtaltenbefreit ſich unter die ſeligen Scharen miſchen, erlöſt von dieſem elenden Leibe.

Ja dieſer äußere Leichnam iſt ein wenig zu kurz gekommen in meinem Leben. Wie es mir auf der Schule erging, weißt du. Ich kam ſchlecht und recht hindurch und wurde dann aus Verlegenheit wie ſo viele Juriſt. Die Zeit, die Umſtände ſchieben einen da vorwärts. Ich blieb dabei im äußeren Leben wie ich immer geweſen, ſchlafwandelnd. Wach war meine Seele, die

zwiſchen den Wolken wohnte. Aber der Leib ging zwiſchen den Menſchen, aß und trank, lernte und lehrte. Und alles das war nur wie der Schatten, den die Wolken auf die Erde werfen. Er wandert ſo mit ihnen fort und hat doch keine Wirklichkeit.

Niemand und nichts ſtörte mich in dieſem meinem Doppelleben, bis ich die große Torheit beging und meinen himmliſchen Geliebten ein irdiſches Gegenſtück gab. Es kam, wie auch das andre Leben, alles von ſelbſt. Die Eltern und Verwandte wendeten es und drehten es und faſt wie im Traum kam es über mich: ich war vermählt mit einem jungen, derben und hübſchen Ding. Sie würde dir, ſie würde vielen gefallen haben. Sie ſchwatzte, ein wenig viel, von Kunſt, von Theatern, von Reiſen, von Sängern, was weiß ich. Ich war ſtillere und tiefere Zwieſprache mit meinen himmliſchen Geliebten gewöhnt. Und dann — ja ſie ſchlief doch mit mir in einer Kammer. Ich ſah ſie nun wirklich, ſah ſie, wie man eine Ehefrau ſieht, und immer wieder Tag für Tag und Nacht für Nacht... Oh ihr himmliſchen unnahbaren Schönen, welch ein erbärmlicher Abglanz eurer Nacktheit und Schönheit iſt doch die menſchliche! Bis dahin waren die beiden Welten, die leibliche und die geiſtige in mir unverbunden ungeſtört nebeneinander. Aber nun lag dies arme irdiſche unvollkommene Weſen plötzlich mitten in meinem Himmelreich, ſtand auf plumpen Beinen oh ſo armſelig nackt zwiſchen meinen Göttergeſtalten. Es widerte mich an. Ich ward mir

nun erſt ganz meiner wahren Geliebten bewußt. Und nach wenigen qualvollen Wochen für mich und wohl auch für ſie, das arme Geſchöpf, das ja nicht ahnen konnte, welcher Himmel mein Herz bewohnte und ſie erdrückte — nach wenigen Wochen trennten wir uns für immer. Es gab einen böſen Lärm in Stadt und Familie und ich entfloh, entfloh in dieſes Dorf hier. Mein kleines Vermögen reichte für mein ſtilles Leben. Dies Häuschen, einſt ein Bauernhof, ließ ich mir richten, dies Zimmer wurde mein Elyſium, du weißt nun, von welchen Götttern des Glücks und der Liebe angefüllt. Ich will nicht wieder davon beginnen. Ich könnte ſtundenlang, tagelang davon ſprechen und die Herrlichkeit der himmliſchen Wanderer aufzählen. Ich fürchte, es iſt dir ſchon längſt genug. Es gab Dichter, die ihr ganzes Leben und Dichten der einen Geliebten weihten und in vielbändigen Werken, ſchönen Sonetten und Kanzonen wie Petrarca, ihre Schönheit mit Unſterblichkeit ſchmückten, wäre ich ein Dichter, wäre mir nur ein beredter Mund gegeben, wie leider nicht iſt, ich wollte euch von anderen Schönheiten ſingen, als je ein Sterblicher geſchaut hat. Ich habe ſie geſchaut und ſchaue ſie noch!

Und ſo, entzückt, mit gen Himmel gewendetem Antlitz, wo eben ein großes weißes Wolkenſchiff mit geblähten Segeln durch die Abenddämmerung heraufſchwebt, ſchreibe ich dieſe letzten Worte.

Der Arzt wollte mir noch einen Sommer geben, wenn ich vorſichtig lebte. Ich fürchte, ich habe das nie

gelernt und in ſolchem dauernden himmliſchen Feuer der Liebe muß wohl der arme Wurm, der Menſch, ſchneller verbrennen ... Die Hand zittert mir, oh vor Glück! Das Herz hebt ſich aus ſeinem Gefängnis und hält ſich nicht mehr! Die Abendſonne auf dem Horizont hüllt den ganzen Himmel in Flammen. Ich ſtehe auf und öffne das Fenſter. Die Füße ſchweben vom Boden ... Das große Schiff iſt ganz nahe herangekommen. Die ſinkende Sonne ummalt es mit einem goldenen Rand, und eine goldene Brücke fällt vom Bord zu mir herüber. Sie winken mit Roſen, daß ich komme, daß ich einſteige. Licht fließt unter den Sohlen ... Roſengehänge zerflattern im Abendwind ... Und jetzt — o ſieh! — die Spitze der Maſten und die gebauſchten Segel tauchen ſchon in das kühle Blau der Nacht ... und in die Sterne!"

Die Schauſpielerin

Vor einer nun ſchon langen Reihe von Jahren wurde die Bevölkerung eines jener kleinen Fürſtentümer im mittleren Deutſchland durch das plötzliche Ableben des Fürſten in eine ehrliche und tiefe Trauer verſetzt. Die ſeltene und wahrhaftige Ehrlichkeit der Trauer hatte vornehmlich zwei Gründe. Da waren zunächſt die beſonderen Umſtände des Todes, von denen nachher noch mehr zu ſagen iſt. Und dann war der Verblichene ein ſtattlicher, ſchöner und ernſter Mann geweſen, von der Art wie ſie, zumal in ſolcher Stellung, leicht die Herzen, voran die der Frauen und Kinder, erwirbt. Aber auch die Männer und jeder Vernünftige mußte dem Toten zugeſtehen, daß er ſeine Pflicht als ein Vater und Vorſteher des kleinen wohlgeordneten Landes ſo gut und ſo lobenswert erfüllt hatte, wie man nur wünſchen mochte. Nicht allein, daß er alles, was zum eigentlichen Beruf des Fürſten gehört, vortrefflich verſehen und allenthalben, wo ſein Einfluß entſcheidend, die beſten Männer an die Spitze der Verwaltung geſtellt hatte, nicht allein auch, daß er — was noch wichtiger erſcheinen mochte — die Grenzen ſeiner Befugniſſe nie überſchritten und die Freiheiten und Rechte der Bürger ebenſo ſtreng geachtet hatte wie ſeine eigenen — er hatte zu alledem noch ein Übriges getan und war als Herr eines großen ererbten Vermögens auf den mannigfaltigſten Gebieten ein wahrer

Wohltäter ſeines Landes geworden. Alles was die neuere Zeit für die Armen und Alten, für die Waiſen und Neugeborenen an Fürſorge erdacht, ließ er ſeinem Ländchen in vielfacher Geſtalt zugute kommen. Und auch darin faßte er ſeinen Beruf wahrhaft fürſtlich auf, daß er, der guten alten Überlieferung vieler dieſer kleinen Fürſtenhöfe getreu, ſich bemühte, die Fürſten des Geiſtes, Gelehrte und Künſtler, dieſe großen Heimatloſen, denen in unſerer Zeit ſo ſelten ein wahrhaft würdiges Obdach geboten wird, an ſeinem Hofe wie Seinesgleichen zu empfangen und zu halten, wohl wiſſend, daß ſelbſt vom Standpunkt gemeiner Nützlichkeit aus jeder zu ſolchem Zweck verwendete Pfennig ſeine reichen Früchte ihm, ſeinem Lande, ja dem Vaterlande und der Welt tragen könne und müſſe. Schon von der Natur mit guten Geiſtesgaben und empfindlichen Sinnen ausgeſtattet, bildete er ſich ſelbſt zum beſcheidenen aber erfahrenen Kenner und bewegte ſich unter den Malern, Muſikern und Schriftſtellern ſeines Hofes wie unter Verwandten, und — was mehr ſagen will — ward von ihnen wie ihresgleichen geachtet und geehrt.

Das alles ſei, obgleich es zu dieſer Geſchichte wenig gehört, doch auch ausgeſprochen, weil es am Wege liegt und ein ſolches Beiſpiel nicht genug betont und gerühmt werden kann.

Dieſer geachtete und wie es ſchien glückliche Fürſt nun litt ſeit früheſter Jugend an dem bitterſten und gefährlichſten Leiden, das einen Menſchen befallen kann,

der Schwermut, und in ſolchem Maße, daß auch gar nichts, nicht der Glanz ſeiner Stellung, nicht die Gewißheit erfüllter Pflicht, nicht das heitere, um ihn blühende Leben, ihn davon erlöſen konnte. Ja es ſchien vielmehr, als ob er, je mehr es um ihn blühte und gedieh, in ſich ſelber ſich um ſo verlaſſener und einſamer und trauervoller fühlte. Auch Reiſen und die tätige Teilnahme an einem damals ausgebrochenen Kriege vermochten nicht, auf die Dauer die Schatten aus ſeiner Seele zu verjagen. Und die größte Tröſterin, die uns Menſchen gegeben iſt, die Liebe, ich meine die einzige, wahrhaftige Liebe zu einer gleichgeſtimmten und alle Sinne erleuchtenden und beſetzenden Frau, ſchien ihm verſagt.

So kam er gegen die Vierzig. Und obgleich ein Erbe ihm ſelbſt und dem Lande ſo erwünſcht geweſen, blieb er unvermählt, weil er, eine der üblichen Fürſtenehen, bei denen allein die Vernunft ſpricht, zu ſchließen, lange nicht geneigt war, vielleicht immer in der verſteckten Hoffnung, doch noch einſt eine Wahl treffen zu können, wo Herz und Vernunft zugleich befriedigt ſein möchten.

Es wäre ihm wohl im Grunde am meiſten gemäß geweſen, unvermählt zu leben und zu ſterben. Ja es ſchien ihm zuweilen wie eine Pflicht, nicht Kindern das Leben zu geben. Seine eigene Lebensmüdigkeit ſchien ihm eine Warnung, daß die Natur es für gut hielte, den ſo lange und immer wieder fortgepflanzten

und veredelten Zweig ſeines Geſchlechtes endlich abſterben zu laſſen. Aber ein mißlicher Umſtand fügte es, daß im Falle er kinderlos blieb, nach den Geſetzen der Erbfolge ein Prinz ihm zu folgen berechtigt war, dem ſein geliebtes Land anzuvertrauen, er vor ſeinem Gewiſſen nicht verantworten konnte. Es war ein Verſchwender, ein in aller Welt ſich umtreibender, liebloſer und gewiſſenloſer Abenteurer, wie es denn mehr gibt. Alſo beſchloß der Fürſt zuletzt, auch dieſe Pflicht für ſein Land auf ſich zu nehmen und ſich einer geſunden, gute Kinder verſprechenden und ebenbürtigen Frau zu vermählen. Mehrere Reiſen an benachbarte und ſelbſt entferntere Höfe ſchienen zuletzt zu einem Ziel zu führen. Eine ſchöne und jugendliche Prinzeſſin wußte ihn zu feſſeln. Beſprechungen folgten. Verlobung und Hochzeit ſchienen in nächſte Zukunft gerückt.

Da geſchah das in dieſer ſchon zum Feſtlichen gewandten Zeit doppelt Unerwartete. Der Fürſt, der die Gewohnheit hatte, abends des öfteren einſame und ausgedehnte Spaziergänge in den weitläufigen Anlagen ſeines Parkes zu machen, kehrte von einem ſolchen nicht zurück. Gegen Morgen, als ſchon das blaue Licht des kommenden Tages ſich mit dem Rot der Fackeln miſchte, fanden ihn nach langem Suchen die Diener unter einer Linde auf einer Bank hintübergeneigt und mit einer großen Schußwunde in der Schläfe. Die herabhängende erſtarrte Hand hielt noch die kleine Waffe feſt umklammert. Das Haar und die ganze Geſtalt waren naß von friſchem Tau.

Dem Volke blieb dieſe Tat ſeines geliebten Fürſten lange unerklärlich und unerklärt. Doch wußte man immerhin von ſeinem periodiſchen Leiden, ſo daß es nicht ſchwer fiel, dieſem und einer plötzlichen Unachtung die Schuld an dem Unfall zuzuſchreiben. Die Herren des Staatsrates aber fanden in den letzten Aufzeichnungen des Unglücklichen etwas mehr Aufſchluß und jedenfalls ſoviel, daß er bei den Beſuchen an jenen Höfen eine jugendliche Schauſpielerin kennen und lieben gelernt, ſo wahrhaft lieben gelernt habe, daß ihm jede andere Verbindung unerträglich geworden ſei. Da die erwünſchte und erſehnte Vereinigung mit der Schauſpielerin aber gleichfalls unmöglich geweſen, weil es ſich um ein einfaches, faſt ungebildetes Kind gehandelt, deſſen natürlicher Liebreiz gleichwohl ſolche Gewalt über ihn gewonnen, ſo habe er beſchloſſen, allen Qualen und Verwirrungen des Lebens ein Ende zu machen, ehe er ſich verſucht fühlen könne, die Ruhe jener Geliebten, die von ſeiner Neigung keinerlei Ahnung habe, auch die Ruhe ſeines Landes und die Würde ſeines Berufes zu verletzen.

Einige der wiſſenden Männer bemühten ſich eine zeitlang unter der Hand und aus perſönlicher Neugierde, jene Schauſpielerin zu erraten, die die unſchuldige Urſache zum Tode ihres Herrn geworden, aber vergebens. Ob die Geliebte ſelber je davon erfahren, iſt unbekannt und alſo darüber nichts zu ſagen. Jedenfalls ſickerte bei den Bemühungen jener Herren doch ſoviel durch,

daß man an den Höfen, an denen der Fürſt zuletzt geweilt, Beſcheid wußte und gleichfalls nach jener Dame zu ſpähen und zu raten anfing, und bald auf dieſe, bald auf jene verfiel.

An der Bühne zu X. . . . nun, wo der Hof reſidierte, von dem der Fürſt ſeine Gemahlin zu holen gedacht hatte, lebte damals eine Schauſpielerin, eine Tragödin und große Künſtlerin, deren Ruf in jenen Jahren ganz Deutſchland erfüllte. Ebenſo bekannt war, daß ſie — obgleich vermählt, wenn auch mit einem kleinen unbedeutenden Manne — die Herrin vieler Herzen und die fröhliche Mitſpielerin in manchem Liebesabenteuer geweſen war und noch war. Sie war über vierzig Jahre alt, aber noch immer begehrenswert, begehrt und ſelbſt begehrend und nicht allzu wähleriſch und alles in allem eine leichtſinnige und in ihren Liebesbeziehungen oberflächliche Frau, die von den Freiheiten ihres Standes reichlichen Gebrauch machte.

Zu dieſer Dame alſo trat eines Abends der Hauptmann in den dortigen königlichen Garden ein Herr von Jagemann und — ſei es, daß er die Vielgeliebte necken oder ihr ſchmeicheln wollte oder auch ernſthaft des Glaubens war, kurz, er erzählte ihr von dem Grund zum Tode jenes auch ihr bekannten Fürſten und ließ durchblicken, daß er ſie, die Calzetta, im Verdacht habe, die Urſache dieſes Unheils zu ſein. Die Komödiantin, ſogleich geneigt, eine ſo ſchöne Rolle zu ſpielen und geſchmeichelt von der Vorſtellung, daß ihr zuliebe ein

Fürſt in den Tod gegangen ſei, ſchüttelte auf ſeine zudringlichen Fragen den ſchönen Kopf in einer Weiſe, die mehr als eine Bejahung war. Der Hauptmann, einer der Hauptträger und leidenſchaftlichſten Verbreiter jeden Hofklatſches, nahm alſo die Gewißheit mit, daß ſeine Vermutung gegründet geweſen und trug nun dazu bei, daß in wenigen Tagen die ganze Reſidenz von dem neuen, ſo tragiſch bedeutenden Erlebnis jener Schauſpielerin erfüllt war. Ein Teil nahm es gläubig, ein anderer ungläubig auf. In jedem Falle wurde die Calzetta in den nächſten Tagen und Wochen mit verſteckten Fragen und Andeutungen, mit ſpitzen, bedauernden und bewundernden Bemerkungen über dieſe Sache aufs äußerſte beſtürmt. Es bildete ſich um ſie eine ſolche Atmoſphäre, daß ſie ſelbſt, die anfänglich die Ungegründetheit dieſes Gerüchtes wohl gewußt, zuletzt doch die faſt aufgezwungene Rolle, die ihr einen ſo intereſſanten neuen Reiz gab, ganz ernſthaft zu ſpielen anhub und ſelber zu zweifeln begann, ob es nicht Wahrheit ſein könne, daß jener ſchöne Mann, der ſie in mehr als einer bedeutenden Rolle geſehen und bewundert, wirklich um ihretwillen in den Tod gegangen. Das ſchien ihr an und für ſich freilich bedauerlich und töricht genug, aber ſie erinnerte ſich doch nun genau manchen merkwürdigen Blickes, den er ihr zugeworfen, mancher nun erſt verſtändlich erſcheinenden Bemerkung, die er gegen ſie gemacht, und ſteigerte ſich mit all dem zunächſt ſelbſt in eine verſpätete, ſehnſüchtige, ſchmerz-

volle Liebe zu dem Verſtorbenen, ja zuletzt in Trauer und Verzweiflung um den Verlorenen, Niebeſeſſenen hinein.

Es war merkwürdig und faſt erſchütternd zu ſehen, wie dieſe verwöhnte und in ſo vielen wahrhaftigen Liebesabenteuern erfahrene Frau, von denen ſie freilich, wie die Natur es fügt, zuletzt immer enttäuſcht geweſen ſein mochte, nun dieſer eingebildeten und auf dem vollkommenen Nichts gegründeten und keine Erwiderung erwartenden Liebe ſich ganz hingab, ſo ganz hingab, daß ſie es nicht einmal über ſich gewann, weiterhin noch prunkvolle Kleider zu tragen, worin ſie dem Hof und dem Land immer ein Muſter geweſen, ſondern ſie begann, ſich anfänglich einfach und beſcheiden und zuletzt ganz in Trauer zu kleiden. Es mochte auch hinzukommen, daß ſie, die ſich den Fünfzigern näherte, ſich plötzlich ihres beginnenden Alters bewußt und auch des Nachlaſſens ihrer künſtleriſchen Kraft gewiß wurde, — genug, ſie verließ zuletzt nicht lange nach dieſem die Bühne und den Ort ihrer Triumphe und begab ſich in die Reſidenz des verſtorbenen Fürſten.

Nicht weit von dem Park, darin er den Tod gefunden, erwarb ſie ein Haus und lebte nun dort, von ihrem Gatten wie von einem braven treuen Diener begleitet, der Erinnerung und ihrer Liebe, einen wahrhaft religiöſen Kult mit dem Andenken an den Fürſten treibend. Stadt und Land wurde wie ſie ſelbſt zuletzt von dem guten Grunde ihres Schmerzes überzeugt und

achtete die alternde, noch immer ſchöne und würdige Dame, die einſt mit ihrer hohen edlen Geſtalt ſo oft Königinnen und Heldinnen dargeſtellt, wie eine Fürſtin und vom Schickſal ſchmerzvoll Gezeichnete.

Bis zu ihrem kürzlich erfolgten Tode, der mir dieſe ganze Geſchichte ins Gedächtnis zurückrief, blieb ſie ihrer einmal angenommenen Rolle, die ſie längſt nicht mehr als ſolche empfand, getreu. Ja ſie ſelber pflegte vertrauten Freunden zu geſtehen, wie froh ſie ſei, aus ihrem einſtigen, ſtets auf Täuſchung und Imagination gegründeten Beruf noch bei guter Zeit befreit worden zu ſein, wie froh ſie ſei, daß der wahre tiefe Schmerz, den ſie erfahren, ſie auch das wahre tiefe Leben und die wahre tiefe Liebe kennen gelehrt habe — und ahnte nicht im Leiſeſten, daß ſie bis zuletzt in ſchöner wehmütiger Unbewußtheit blieb, was ſie immer geweſen — eine große Schauſpielerin!

„Trauben von den Diſteln"

„Kann man auch Trauben leſen von den Diſteln?"

„Oh ja, das kann man, wenn es ſich fügt und die Umſtände günſtig ſind," ſagte mein Freund, der Dichter, als wir an einem Winterabend in häuslichem Kreiſe zuſammenſaßen und das Geſpräch auf jenes Bibelwort gekommen war. „Freilich", fuhr er fort, „weiß ich wohl, daß ich das Wort ein wenig mißdeute. Aber es geſchieht nur, um euch dieſe Geſchichte zu erzählen, die mir dabei in den Sinn kam.

Es war vor vielen Jahrzehnten. Ich lebte damals, wie ihr wißt, in München, dieſer ſchönen, dieſer einzigen Stadt, in der es ſich zu leben lohnte, wenn nicht Pflicht, Gewohnheit und Arbeit uns überall das Daſein erträglich machten. Wir waren ein Kreis von jungen Malern, Schriftſtellern, Muſikern und Studenten, wie ſie ſich denn dort immer wieder zuſammenfinden. Eine Reihe der heute bekannteſten Künſtler und Gelehrten iſt aus dieſem Kreiſe hervorgegangen. Es war eine ausgelaſſene und wilde Geſellſchaft, mit allem Übermut jugendlicher, hoffnungsvoller und ihres Wertes ſich bewußt werdender Geiſter. Große Pläne gingen in allen Köpfen um, nebelhaft, aber leuchtend, wie Kometen. Gearbeitet wurde noch wenig. Geliebt, gelacht und Unfug getrieben wurde viel. Es iſt dieſe ausgelaſſene Zeit, wie mir ſcheint, insbeſondere jungen Künſtlern notwendig, wie eine ſtrenge Prüfung, ob ſie die Freiheit,

die ihr Beruf verlangt, ertragen und dennoch bleiben und beſtehen können. Manche, ja recht viele verharren in dieſem Weſen und gehen darin zugrunde; andere faßt ein Schwindel und ein Grauen, und ſie wenden ſich zeitig genug zur ſtillen ſicheren Bürgerlichkeit zurück. Aber die wahren verwegenen Krieger des Geiſtes brauchen dieſe Übung, dieſes wilde Toben in Ideen, dies Prüfen und Erſchüttern alles Beſtehenden, den Kampf gegen alles Entgegentretende, aber auch den Tanz mit ſchönen Freundinnen, den Rauſch der Liebe und der Träume, um mit all dem in ſich jene bunte lebendige Abenteurerſeele zu nähren, der allein die großen Taten auf dieſem Schlachtfelde, auf dem wir ſtreiten, gelingen können.

Doch man mag darüber denken wie man will und ſtelle ſich auch dieſe jugendliche Ausgelaſſenheit nur ja nicht als verderbt und ruchlos vor. Es war alles, was wir trieben, im Grunde unſchuldig genug. Wie man ſieht, haben wir weder den Staat, noch Religion und Sitte erſchüttert und umgewälzt. Und vor allem die Spiele unſerer jugendlichen Liebe waren alles andere als ſpieleriſch, waren im Gegenteil ſehr ernſthaft. Ich habe nirgendwo mehr im Leben ſo viel feſte Treue gefunden wie unter jenen Liebenden. Und unſere fröhlichen Tänzerinnen und Freundinnen, junge Künſtlerinnen — auch eine Studentin, damals noch eine Seltenheit, war darunter — ſind unſere klugen Hausfrauen und die Mütter unſerer Kinder geworden.

Durch, ich weiß nicht welchen Zufall und welche

Beziehung, war in unſeren ſehr ausſchließlichen und wähleriſchen Bund eine junge Malerin geraten, die an allen unſeren kleinen Feſten und Wanderungen und an unſerem täglichen Beiſammenſein teilnahm, ohne einem von uns irgendwie nahezuſtehen. Die Unglückliche war ein kleines verwachſenes Weſen, an dem nichts bemerkenswert war als ein Paar treuherzige, gutmütige und in ihrer zutunlichen Freundlichkeit mir unvergeßlich gebliebene Augen. Ich glaube, es war vor allem der Ausdruck dieſer rührenden und ein wenig flehenden Kinderblicke, der uns alle vermochte, ſie um uns zu dulden, ja ſie gerne zu haben, obgleich ihre ſtändige Gegenwart den anderen Paaren oft ſtörend genug werden konnte. Sie war im übrigen in ihrem Beruf nicht ungeſchickt und hat nachher namentlich durch ihre zierlichen und feingeſchnittenen Schattenbildchen, dieſer echt fraulichen Kunſt, eine gewiſſe Berühmtheit erlangt.

Berta alſo, ſo hieß ſie, war immer unter uns, auch an einem unſerer ſchönſten und ausgelaſſenſten Feſte, das wir in einem der kleinen Iſardörfchen feierten, wo wir um große Feuer ſprangen, unter bunten Laternen die Nacht vertranken, verſangen und vertanzten und nachher die Geliebte durch die ſternenvolle Nacht führten, unendliche Gefühle der Liebe im Herzen, unſterbliche Gedanken wie Sternbilder im Gehirne.

Einer unſerer Gefährten nun war ein junger Maler von großer außergewöhnlicher Begabung, dem wir alle die größte Zukunft vorausſagten, ja deſſen Namen wir

ſchon damals wie eine Fahne zu ſchwingen und neben die Größten aller Zeiten zu ſtellen begannen, in jugendlicher Übertreibung und Liebe und doch nicht ganz mit Unrecht, wie ich mir noch heute geſtand, als mir eben eine ſeiner mir hinterlaſſenen Zeichnungen in die Hand kam. Seine wenigen Werke ſind heute das Entzücken erfahrener Kenner und ſeltene, geſuchte Schätze.

Seine Perſönlichkeit war eine ſeltſame Miſchung von Zartem und Hartem. Ich ſah ihn weinen vor Erſchütterung über ein Stück von Mozart, und gleichwohl konnte er, der Sohn niederbayriſcher Bauern, roh, unbedacht roh ſein und wie ein ungezogenes Kind jähzornig und launiſch.

Zwiſchen ihm und ſeiner Freundin kam es oft zu den ärgerlichſten Szenen und Streitereien, die zwar meiſt ſchweigend, aber mit großer Erbitterung abgemacht wurden und doch immer ſchließlich mit Verſöhnung endeten. Ein ſolcher Streit nun brach auch auf jenem Feſte unverſehens zwiſchen ihnen aus, wahrſcheinlich, weil ſeine maßloſe Eiferſucht bei der Geliebten irgendein harmloſes keckes Äugleinmachen — worin ſie allerdings einige Übung beſaß — beobachtet hatte. Er ließ ſie plötzlich mitten im Tanz ſtehen, nachdem er einige böſe Worte hingeworfen, ſtieß ſie faſt zurück und trat aus dem Kreiſe. In dieſem Augenblick gewahrte er Berta, jene kleine Bucklige, und in einem raſchen Trotz ergriff er ſie bei der Hand und zwang ſie in den Tanz, was ſie ſich zuerſt widerſtrebend und zuletzt

fröhlich gefallen ließ. Damit nicht genug, blieb er in dieſer ganzen Nacht ihr Gefährte und wich nicht von ihrer Seite. Mit ausgelaſſener Luſtigkeit ſpielte er, die eigentliche Geliebte zu ſtrafen, den Glücklichen und recht Verliebten und Galanten, ohne zu bedenken, was er in dem kleinen armen Herzen der ſo plötzlich Umſchwärmten anſtellte. Nun hätte wohl bei einiger Vernunft das arme Weſen das ganze Spiel durchſchauen mögen, ſei es aber, daß der Wein oder ein Rauſch des Blutes, der ja wohl auch in dem verbogenen Körper ſich entzünden konnte, ſie verführte, ſie nahm in jedem Falle alles für bitteren Ernſt, wie ſich bald zeigte, und ſchien an dieſem Abend einer der glücklichſten Menſchen. Und als vollends der Maler ſie zuletzt in die Nacht hinauszog und mit ihr vor der Zeit heimeilte und die Geliebte ganz in Tränen dahinten ließ, da mochte dies der Kleinen völlig den Kopf verdreht haben. Sie hielt ſich in allem Ernſt für die Geliebte des Malers, wozu dieſer im gewaltſamen Rauſch jener Nacht mit Worten und Taten ſchlimm genug mochte beigetragen haben.

Am Mittag des nächſten Tages kam eine der ihr näherſtehenden Freundinnen recht verſtört zu mir und bat mich, dem man einigen Einfluß auf jenen Maler zutraute, um Beiſtand, und berichtete erregt und entſetzt, wie das kleine Weſen in einem Himmel des Glücks ſchwimme, und wie ſie und ihre Freundinnen das Schlimmſte fürchteten, wenn der ſo roh Getäuſchten

klar werde, daß ſie nur ein verächtliches Spielzeug geweſen. Sie, die den ſo ernſthaften, ehrenhaften und kindlich-gläubigen aber zähen Charakter der Kleinen gekannt, hätten ſich geſtern gleich einer ſchlimmen Kataſtrophe verſehen, aber doch ihr mehr Verſtandeskraft zugetraut, Wahres von Falſchem zu ſcheiden. Nun habe es aber offenbar jener nur allzu gut verſtanden, ſein Spiel zu treiben, ſo daß der Armen kein Argwohn und kein Ahnen gekommen ſei. Sie benehme ſich faſt wie eine Närrin, denke nichts und rede von nichts, als von dieſem unverdienten großen Glück. Alle Verſuche — zart und deutlich — ſie die Wahrheit finden zu laſſen, ſeien vergeblich geweſen. Sie habe ſelig lächelnd alles abgewieſen und als ſie gemerkt, es ſei den Freundinnen ernſt mit ihren Warnungen, plötzlich ſo entſetzt und entſtellt ausgeſehen, und mit ſo ernſter, feſter Stimme erklärt, wenn ein Menſch ſie ſo belügen und betrügen könne, ſo gehe ſie in den Fluß, daß ſie nun nicht mehr wagten, ihr Klarheit zu ſchaffen, ja daß ſie beſchloſſen hätten, mich zu bitten, ich möchte jenen unbedachten Freund veranlaſſen, nun die Arme ſo ſchonend wie möglich zu behandeln. Vielleicht würden ein paar Tage genügen, ſie ihre Torheit ſelbſt einſehen zu laſſen. Jetzt müſſe in dem Sturm des Glückes, der ſie, man könne nur ſagen, zu durchraſen ſcheine, jede Aufklärung wie der Tod wirken.

Wir gingen und ich ſah die Kleine und fand alles wie mir geſagt war und noch ſchlimmer. Es iſt nicht

möglich, den großen ſeligen Glanz dieſer Kinderaugen zu beſchreiben, die ausſahen, als ſchauten ſie immerfort etwas unſagbar Herrliches und Glänzendes, als ſähen ſie, wie man ſagt, gerade in das Himmelreich hinein.

Um es nun kurz zu machen: es gelang mir, den Maler, der ſich ſchuldbewußt genug fühlte, zu bewegen, das ſo leichtſinnig begonnene Spiel wenigſtens in laueſten Formen noch ein paar Tage hinzuhalten. Aber die Kleine ſchien dieſe Lauheit nicht zu fühlen und ſchwebte durch die Tage hin wie in einem glücklichen Traum, gar nicht bereit aufzuwachen, wie wir doch gehofft hatten. Wir ſahen vielmehr mit bangen Gedanken die Arme immer ſicherer werden und immer mehr verſtrickt, und den Maler dagegen immer ungeduldiger, dieſer lächerlichen Lage ein Ende zu machen. Doch wagte er es nicht recht, betroffen und gerührt von der ſo echten Hingabe der armen kleinen Geſtalt. Er zeichnete damals ihren Kopf, und ich muß ſagen, es war vor allem der getreu aufgenommene Ausdruck ihrer Augen, der dies Bild zu einem ſeiner Meiſterwerke machte.

Nach einigen Tagen kam er zu mir und bat verzweifelt um Hilfe. „Du weißt", ſagte er, „ich bin jähzornig und habe mich nicht in der Gewalt. Wenn ſie mir eine Szene machte, ich täte ihr weher als nötig iſt. Halte mir nichts vor. Ich weiß, was ich angerichtet, und es iſt mir ſchmerzlich genug. Wer konnte denn auch denken, daß dieſe närriſche kleine Perſon — — Alſo ich fahre morgen ins Gebirge, auf acht Tage etwa.

Du mußt es ihr indeſſen beibringen, oder ich werfe es ihr an den Kopf, wenn ich zurückkomme."

Ich ſah ſelbſt ein, daß es ſo nicht fortging, verſprach ihm, was er wollte, und er fuhr ins Gebirge.

In allen den nächſten Tagen ging ich mit mir zu Rate, wie ich der Armen das Schwere beibringen ſollte. Ich fürchte mich ſonſt nicht, auch ſchmerzhafte und unangenehme Dinge zu ſagen — aber hier war es mir unmöglich. So oft ich auch zum Worte anſetzte, es blieb mir in der Kehle, ja noch auf den Lippen liegen, formte ſich anders und ich ſchob es auf. Zuletzt ſah ich klar und deutlich, daß es unmöglich ſei, die ſo feſt und ſelig Schlafwandelnde zu wecken, ohne daß es zum Schlimmſten kam. Dies ſelbſt herbeizuführen, hatte ich weder Mut noch Grund und dachte ärgerlich, der, der das Kind in dieſen Zuſtand gebracht, möchte es auch wieder herausbringen und ſelbſt die Verantwortung für das dann Geſchehende übernehmen. Schon kamen die Tage, wo ich den Maler zurückerwartete, da ließ er mich an einem Mittag, wo er wußte, daß wir in einem Gaſthof alle zuſammen wären, dort an den Fernſprecher rufen. Er ſei in Garmiſch, wolle morgen noch auf die Zugſpitze und wolle jetzt nur wiſſen, ob ich die Sache mit der Buckligen geregelt habe. Es laſſe ihm keine Ruhe und er hoffe, es ſei nun aus der Welt und ſei gut gegangen. Ich ſagte ihm, wie es ſtand. Es folgten ein paar zornige Worte von ihm. Ich fühlte ſeine Erregung durch den weiten Draht zittern.

Dann brach er ohne Lebewohl und Gruß das Gespräch ab.

Ich erwartete ihn mehrere Tage mit Unruhe. Er kam nicht. Und dann — — Wir wissen alle, wie merkwürdig, wie sinnlos und wie sinnvoll, je nachdem man es ansieht, das wirkliche Leben mit den Schicksalen der Menschen spielt — — nach einer Woche etwa lasen wir mit Entsetzen und tiefem Schmerz die Nachricht, daß an einer gefährlichen Stelle des Höllentals der Maler Berger, der zu den hoffnungsvollsten der jungen Münchner Maler gehört habe, abgestürzt und tot aufgefunden worden sei. Es war unser Freund.

Wir und alle, die ihn kannten, haben ihn nie vergessen. Eine große Hoffnung, die wir wie unsere eigene geliebt, war so schmerzlich zerschlagen worden. Doppelt schmerzlich war es mir, daß ich ihn zuletzt in dieser ärgerlichen Sache verwickelt gesehen und so fast im Zorn von ihm geschieden war, von ihm, den ich mehr geliebt wie einen Bruder. Und dennoch — in mir, in uns allen, die wir um das Ereignis der letzten Zeit wußten, wohnte neben dem großen Schmerz eine kleine wehmütige Freude, daß es so jener armen Freundin erspart blieb, aus ihrem schönen glückhaften Wahn aufgeweckt zu werden. Nicht, daß wir nicht zehnmal, ja hundertmal lieber dies kleine harmlose Wesen als ihn, unseren Stolz und unsere Liebe, verloren hätten. Aber ein solcher Tausch stand ja nicht in Frage und so nahmen wir aus dem Unglück wenigstens diesen bescheidenen Trost.

Als die Kleine den Tod des Geliebten erfuhr, litt ſie freilich Schmerz genug, aber doch keinen von jener tödlichen Art, der ſie vorher bedroht hatte. Sie legte Trauer an wie eine Witwe und betrachtete ſich fortan ganz ſo. Sie lebte ihr beſcheidenes tätiges Leben weiter, immer im tiefſten Herzen von ihrer einen Liebe ganz erfüllt und in einem Glück, das ihr ohne jenen rohen Einfall, ſicher nie zuteil geworden wäre. Sie hatte ein kleines Vermögen und erwarb ſelbſt nach Kräften dazu und verwendete alles, die Werke jenes jugendlichen Genius aufzukaufen und an ſich zu bringen, ſoweit ſie deren habhaft werden konnte. Ihr kleines Haus war zuletzt ein Tempel ſeiner Kunſt, dahin die Kenner von weither wallfahrten. Heute ſind ſie eine der größten Schätze neuerer Malerei in der Galerie der Hauptſtadt, der ſie die Bilder und Zeichnungen wohlgeordnet bei ihrem kürzlichen Tode vermachte."

„Viel Kinder, viel Segen"

Ein Freund erzählte:

„Auf einer beruflichen Reiſe kam ich vor kurzem in einem der kleinen fleißigen Städtchen Norddeutſchlands in das Haus eines Kaufmanns, eines ernſten, ſtillen und tätigen Mannes. Er war etwa fünfzig Jahre alt, ſeine Hausfrau wenig jünger, beide von wohlerhaltenem, faſt jugendlichen Ausſehen. Die Frau insbeſondere zeigte jene mädchenhafte, friſchgebliebene Schönheit, die kinderloſen Ehefrauen ſo oft eigen iſt und die für viele einen ſtarken gefährlichen Reiz hat, der von jeder unerfüllten unruhigen Sehnſucht ausſtrahlt. Davon war nun freilich bei jener Kaufmannsfrau keine Rede. Vielmehr ſchien eine heitere ruhige Gelaſſenheit um ſie ausgegoſſen, die keinerlei unbefriedigte Erregtheit aufkommen ließ. Ich ſollte bald erfahren, welchem merkwürdigen Spiel der Einbildungskraft ſie ſowohl wie ihr Gatte dieſe tiefe Ruhe verdankten.

Nach einem behäbigen doch den argen Kriegsläuften angemeſſenen Abendbrot, ſaßen wir drei, das Ehepaar und ich, beieinander und wie es der Gang des Geſpräches mit ſich brachte, holte ich aus der Bruſttaſche die Bilder meiner Frau und meiner Kinder — es ſind drei — hervor und wies ſie jenen. Sie betrachteten ſie lange und ſchweigend, beide gleichzeitig und die Köpfe feſt aneinandergelehnt. Ein träumeriſcher und dieſer harmloſen Minute gegenüber faſt zu feierlicher

und ernſter Zug ihrer Geſichter ließ mich aufſchrecken und bedenken, wie es nicht eben feinfühlig von mir geweſen, daß ich vor dieſem, der beſten Früchte der Ehe und Liebe nicht teilhaftig gewordenen Paare das Geſpräch in ſolche Richtung gelenkt und mein eigenes Glück und meinen Reichtum ihrer Armut recht fühlbar entgegengehalten habe.

„Die Älteſte", ſagte zuletzt der Mann zu ſeiner Frau gewendet, „gleicht nicht wenig unſerer Friederike und iſt wohl auch im gleichen Alter." Die Frau ſtimmte zu und ſie verglichen beide noch mit einigen Worten meine Tochter mit jenem ihnen offenbar naheſtehenden Kinde, Ähnlichkeiten und Abweichungen betonend.

„Wie alt iſt ſie wohl", fragte die Frau, „und wie heißt ſie?" Ich ſagte das Alter und ſagte den Namen: „Ulrike." „Ulrike?" wiederholte der Mann und noch einmal „Ulrike?" und dann zu ſeiner Frau: „Welch ein hübſcher Name. Und ſiehſt du, auf den ſind wir nie gekommen."

„Ja", ſagte ſie, „ich kann ihn wohl leiden, aber er iſt in unſerer Gegend ſo ungewöhnlich. Doch weiß ich, daß ich ihn dir vor langem einmal vorſchlug, als wir Eleonore erwarteten, und du lehnteſt ihn ab." Der Mann wollte das wie ein ärgerliches Verſäumnis nicht zugeſtehen. Und ſo begann darüber ein heiterer, aber vollkommen ernſthaft geführter Streit zwiſchen den beiden.

Ich verſtand all das nicht recht und ſah wohl ein wenig verwundert drein; denn die beiden ſprachen von

den Kindern, die ihnen wohl irgendwie verwandtschaftlich zugehörten, vollkommen wie von eigenen, die sie doch, wie ich wußte, nicht hatten. Indem wurde ihnen wohl klar, wie unverständlich mir ihre Rede sein mußte, und die Frau sagte lächelnd und jetzt wie ein junges Mädchen errötend: „Wir haben nämlich auch Kinder. Sie wissen das wohl nicht?"

„Nein", sagte ich, „aber ich denke mir Pflegekinder oder Geschwisterkinder."

„Oh nein", sagte der Mann, „eigene Kinder".

„Wie?", rief ich rasch, „und das erfahre ich erst jetzt. Wie oft war ich schon in Ihrem Hause und hörte und sah nichts davon!"

„Und es sind sogar zwölf," sagte die Frau, wandte sich aber indem gegen ihren Mann und rief: „Da sitzen wir und schwatzen und die Gläser sind leer. Du hütest deinen Weinkellerschlüssel so ängstlich, so steige nun auch selbst hinunter und laß uns nicht dürsten."

Der Mann entschuldigte sich und ging.

Die Frau aber legte sogleich ihre Hand auf meinen Arm und sagte: „Ich muß Ihnen das schnell erklären, das Gespräch von eben. Sie wissen, ich habe meinem Mann keine Kinder geschenkt, so sehr wir beide sie uns gewünscht hätten. Es war schwer, sehr schwer zu ertragen. Aber nun haben wir uns lange hineingefunden. Und, sehen Sie, dazu hat uns — wie sage ich nur? — eine Imagination, ein Traum oder ein kleiner Selbstbetrug geholfen. Als wir heirateten und uns dieses

Schickſals nicht verſahen, ſprachen wir oft davon, wie unſer erſtes Kind, natürlich ein Sohn, heißen ſolle. Und nach langem Prüfen und Suchen hatten wir ſeinen Namen und ſelbſt ſein wünſchenswertes Ausſehen, alles bereit. Er ſollte Georg heißen. Und indeſſen wir auf ihn warteten, ſprachen wir von ihm, als lebe er bereits. Und an allem, was wir für die Zukunft bedachten und ausmalten, nahm er teil und war mit uns wie ein wirklich lebendes Weſen. Aber wie Sie wiſſen, er kam nie. Doch hörten wir darum nicht auf, von ihm zu ſprechen, ja ihn im Geiſte auszuſchmücken und heranwachſen zu laſſen, Jahr um Jahr. — Er iſt nun faſt ſechzehn," ſagte ſie nachdenklich und ſagte das „iſt" ſo feſt als komme ihr kein Zweifel an ſeinem Daſein. Dann fuhr ſie fort: „Als es nun — wenn alles natürlich zugegangen — wohl Zeit geweſen wäre, daß er eine Geſpielin erhalten, daß ein zweites Kindlein, dem Wunſche nach nun ein Mädchen, ankäme, ſo begannen wir auch dem einen ſchönen Namen zu ſuchen und ihm Leben zu geben. Und ſo haben wir in Gedanken unſere kleine Familie abgerundet und ausgebaut, und die Jahre mit dieſen Kindern weit glücklicher zugebracht und wohl mehr mit ihnen beſchäftigt und vertraut, als manche Eltern mit ihren wirklichen. Und — Sie werden lächeln, aber ich hoffe, auch ein wenig das Spiel unſerer Liebe verſtehen — im Laufe der Zeit haben wir es, nicht zuletzt verlockt durch ſchöne wohlklingende Namen, die uns begegneten, auf zwölf Kinder gebracht, eine angemeſſene

und ſtattliche Zahl, die uns Freuden und auch Mühen genug machen. Jedes hat ſeinen Namen, ſein Ausſehen, ſeinen Charakter bis ins einzelnſte feſtgelegt und ſein kleines Kinderſchickſal. Es iſt meines Mannes ganzes Glück, daran zu bauen und zu weben.

Ich wollte Ihnen das ſagen, da wir nun einmal darauf gekommen ſind, und daß Sie bei meinem Mann daran denken." Ich beugte mich und küßte ihre Hand. „Ich danke Ihnen," ſagte ich, „wie könnte ich eine ſo ſchöne Einbildung anders als achtenswert und ehrwürdig finden." „Ja," ſagte ſie lächelnd, „Bilder können wir Ihnen ja leider nicht von ihnen zeigen. Aber wenn Sie wüßten, wie niedlich die Kleinſten, wie gut entwickelt und hoffnungerweckend die Größten ſind."

„So", ſagte der Mann, der in der Türe ſtand, in den Händen Schlüſſel und Licht und unter den Armen die Weinflaſchen, „du ſprichſt von den Kindern?"

Die Frau nickte.

„Wir wollen dem Freund wünſchen," ſagte jener, „daß er ſoviel Freude an den ſeinen erlebt, wie wir an den unſrigen haben."

Dann ſaßen wir drei eine Weile ſchweigend um den Tiſch vor den friſch gefüllten Gläſern. Ich ſah den kleinen, ſchön glänzenden goldenen Kugeln zu, die ſich am Boden der Kelche bildeten, ſich loslöſten, aufſtiegen und vergingen, und bedachte ſtaunend, welch ſchönen, gewaltigen Glanz die vergänglichen Träume haben, wenn ſie im Element der Liebe ſchweben. Da ſagte der

Mann: „Sie werden denken, ſo möge das Kinderhaben und Kindererziehen leicht ſein. Aber dem iſt nicht ſo, wenn man es ernſthaft nimmt. Von wie mancher Krankheit, die durch das Städtchen geht, muß man ſie doch auch befallen, wie mancher Gefahr, die alle Kinder bedroht, doch auch ausgeſetzt denken! Und die Schwierigkeit der Schulwahl, der Kampf mit unvernünftigen Lehrern, deren es genug gibt, ja auch die allgemeinen Fehler des menſchlichen Charakters, von denen man ſie doch nicht frei weiß, und alle Nöte kindlicher Entwicklung, das alles will doch auch gründlich vorgeſtellt und bedacht ſein.“

„So ſehen wir“, ſagte die Frau, „ja auch nicht ohne eigenſten Schrecken die lange Dauer des gegenwärtigen furchtbaren Krieges. Noch ein Jahr und der Erſte iſt in dem Alter, wo man jetzt ſchon die Knaben zu den Waffen rufen muß. Und wenn wir, die wir noch nichts dem geliebten Vaterlande geopfert, auch nicht zögern wollten, ihn ziehen zu laſſen —“ „Nein,“ unterbrach der Mann „wir wollen es uns, wir wollen es dem Vaterlande und der Welt nicht wünſchen, daß in einem Jahre dieſe Not noch andauern könne.“

Und ſo kamen wir auf den Krieg und ſeine Dauer und ſeinen Urſprung und ſchließlich auf andere Dinge, und an dieſem Abend war von den Kindern nicht weiter die Rede. Aber da ich noch einige Zeit im Orte blieb und mich die beiden nun wie einen vollkommen Vertrauten behandelten, der, in ihr ſchönes

Geheimnis eingeweiht, nun auch an ihren Freuden und Sorgen teilhaben dürfe, ſo ſah ich mit Staunen und, daß ich es geſtehe, mit Ehrfurcht, wie vollſtändig die Natur dieſen edlen, verſtändigen Liebenden in ihrem ſchönen ſeltſamen Wahne Erſatz für das ihnen Fehlende gegeben hatte. Es iſt nicht möglich, den heiligen, kein Lächeln und keinen Zweifel aufkommenlaſſenden Ernſt zu ſchildern, mit dem ſie ſich in dem eingebildeten Kreiſe ihrer Kinder jede Stunde bewegten. Und ich möchte wünſchen, daß wir, denen lebendige, wahrhaftige Kinder geſchenkt ſind, ſie mit ebenſolcher Liebe umfaßten, mit gleicher Sorgfalt ihre Erziehung und ihr Weſen bedächten und leiteten. Dabei war es rührend zu ſehen, wie jeder der beiden gleich tief an dieſem Traum beteiligt war und es doch vor mir, dem Fremden, ſo hinzuſtellen ſuchte, als gäbe er nur dem anderen Teil zuliebe ſich mit ſo ganzem Ernſte dem hin. Zugleich verriet aber jeder mit jedem Worte ſeine eigene innerlichſte Teilnahme.

Anfänglich vermied ich, allzu oft auf dieſe Sache zu kommen. Aber das war ihnen garnicht recht. Als ſeien ſie froh, endlich einen verſtändigen Teilnehmer ihres verborgenen Glückes zu haben, war nun kein Geſpräch mehr möglich, ohne daß dieſer Gegenſtand geſtreift, umkreiſt und berührt wurde, ganz wie glückliche Eltern ihren Elternſtolz, ihre Elternfreude dem mitfühlenden Freunde gar nicht genug enthüllen können. „Sehen Sie,“ ſagte einmal der Mann, „die erſten

Jahre waren für meine Frau faſt unerträglich. Wir, die wir in einer ſelten tiefen, reinen und glühenden Liebe einander gefunden hatten, ſollten um die köſtlichſte Frucht unſerer Liebe betrogen bleiben. Als uns das klar, unwiderleglich klar wurde, machte meine Frau ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie mich um das beſte Glück des Lebens, um Vaterglück und Vaterſorge und um einen Erben bringe. Ihr ſchöner edler Sinn war in Gefahr ſich ſelbſt zu zerſtören. Kein Zureden, keine Liebe half; dieſe ſelbſt vermehrte vielmehr das Übel. Nur mit Entſetzen denke ich jener Zeit, als ich ſie kaum davor bewahrte, mir zuliebe in den Tod zu gehen, um mir eine neue Heirat und die erwünſchten Kinder zu ermöglichen, mir, der ohne ſie nicht einen Tag hätte leben können. — Und nun! Schauen Sie um ſich. Sie werden nicht viele Ehen finden, ſo voll des reinſten Glückes, der einigſten Liebe und der heiligſten — ja ich darf es ſagen! — der heiligſten Elternfreude!

Selbſt, was ſonſt der ſchlimmſte Schrecken für zwei ſo einige Liebende iſt, die Trennung durch den Tod, iſt für uns verſöhnt und gemildert. Sterbe ich, ſtirbt ſie, ſo bleibt der Überlebende doch nicht allein zurück. Es bleiben ihm Sorgen und Freuden. Es bleibt ihm ein Kreis von ſolchen, die auf ihn angewieſen, die ohne ihn recht eigentlich nicht leben können, die alſo ſein Weiterleben, Weiterſorgen, Weiterfreuen verlangen und ermöglichen werden."

UNIV. OF CALIFORNIA

„Ja mein Freund," ſagte ich und drückte ſeine Hände, „das wahre Glück kommt allein aus dem Herzen und der Liebe. Was können äußere und ſelbſt die widrigſten Schickſale der Liebe antun? Liebende Herzen ſind geflügelte Weſen, die jeden Widerſtand, jede Mauer dieſes beengten Lebens leicht und erlöſt überfliegen." —

Als ich dann Abſchied nahm, ſagte die Frau: „Und grüßen Sie die Ihren, Ihre Frau, Ihre Kinder. Sie wird jetzt viel Mühe haben, ſie durch die ſchwere Zeit zu bringen."

„Ja", ſagte der Mann und ſein Geſicht blieb ernſt und klug, „ſchwer haben wir es alle. Aber bedenken Sie, wieviel leichter Sie es haben. Es ſind nur drei. Aber zwölf in dieſer Zeit, das bedeutet manche Laſt."

„Mehr Laſt gewiß," ſagte die Frau und ihr ſchönes Geſicht leuchtete von mütterlichem Stolz wie von Abendſonne, „mehr Laſt, aber auch mehr Freude. Drei iſt ja eine ſchöne, eine heilige Zahl. Aber ich denke, Sie bleiben nicht dabei und hören damit nicht auf. Ich halte es darin mit der alten unbeſorgteren und fruchtbareren Zeit und mit dem alten ſchönen Glauben: viel Kinder, viel Segen!"

Der Balte

Die Balten, dieſe deutſchen Ruſſen, ſind ein merkwürdiges Geſchlecht, oder jedenfalls, es gibt unter ihnen die ſeltſamſten Geſellen, wahre Rieſen an Geſtalt, Männer von Geiſt, Kinder im Glauben, beladen und geladen mit Leidenſchaften und immer gleich zum Äußerſten bereit, im Denken, im Handeln und in der Liebe. Sie haben eine unbändige Sehnſucht nach dem, was wir hier im Weſten Kultur nennen und laufen ſtaunend und ehrfürchtig durch die Straßen und Geſellſchaften von Paris, München und ſelbſt Berlin, das für ſie noch eine weſtliche Stadt iſt. Und wenn ihnen die Augen nicht allzu früh aufgehen, was aber ſelten geſchieht, ſo kehren ſie heim auf ihre Güter und haben bei uns Wunderdinge erlebt, an denen ſie ein Leben lang zu zehren haben.

Vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren lernte ich in München den Typus eines ſolchen Balten kennen, einen jungen livländiſchen Baron. Er war hier Student wie ich, obgleich ſchon älter und um die Dreißig. Er wohnte im gleichen Stockwerk des gleichen Hauſes wie ich und ließ ſich eines Tages bei mir melden, war gleich ſehr herzlich und zutraulich und erklärte mir, daß er in Erfahrung gebracht, daß ich Schriftſteller ſei und ſo wohl Beziehungen zu den Münchner literariſchen Kreiſen habe, in die einen Einblick zu gewinnen ſein dringendſter Wunſch ſei. Er hatte das Ausſehen eines jugendlichen

Zeus, einen mächtigen blonden, das ganze Geſicht erſchreckend umrahmenden Bart, die energiſche dunkle Stimme und Ausdrucksart eines klugen Mannes und die Augen und das Lächeln eines fröhlichen Kindes. Wir freundeten uns bald von ferne an, ohne uns freilich irgendwie näher zu kommen. Es lag dies im letzten wohl in einer geheimen Angſt auf meiner Seite, die ich vor jedem eingehenderen Geſpräch mit ihm hatte. Es war unglaublich, was er wußte, geleſen und in ſeiner Art durchdacht hatte. Sein Kopf war ein Sammel- und Stapelplatz aller modernen Ideen und aller Bewegungen des Geiſtes auf allen Gebieten, in der Politik, der Kunſt, der Wiſſenſchaft und wo man nur will. Und alles arbeitete und regte ſich offenbar unaufhörlich in ihm, widerſprach ſich, ſtritt miteinander, widerlegte ſich und wurde widerlegt und führte zuletzt ganz natürlich ins abſolute Nichts. Jedes Geſpräch mit ihm floß über wie ein Fluß, bedeckte und überwogte alles, unterwühlte alles. Er bejahte alles und bezweifelte alles und löſte zuletzt alles ins Ungewiſſe und Nebelhafte. Darin war er ganz und gar Ruſſe, mit deutſcher Gründlichkeit und Gelehrſamkeit Ruſſe.

Es verſteht ſich, daß eben dies nachher in den literariſchen und geſellſchaftlichen Kreiſen das allgemeine Intereſſe auf ihn lenkte und viel von ihm erwarten ließ, obgleich niemand je erfahren, daß er außer dem Allgemeinen irgendetwas erſtrebt und gearbeitet hätte. Immerhin ließ er bei ſeinem frühen Tode in uns allen

das ſchmerzliche Gefühl zurück, daß große Möglichkeiten mit ihm ausgelöſcht ſeien.

Doch ehe ich zu dieſem, nämlich der Geſchichte ſeiner Liebe und ſeines Todes komme, muß ich noch bemerken, daß er ein ganz unruſſiſches, peinlich genaues und angenehmes Sauberkeitsgefühl hatte. Alles an ihm war wohlgepflegt und rein, nicht nur ſein äußerer, auch ſein innerer Menſch. Ich habe nie ein derbes oder gar zweideutiges Wort von ihm gehört. Überhaupt vermied er, der über alles ſprach, mit knabenhafter Scham alles Geſchlechtliche und wandte ſich errötend und verletzt ab, wenn einmal das Geſpräch dergleichen berührte.

Ich war damals mit einem Kreis junger Ruſſen bekannt geworden, die ſich in der kleinen, beſcheidenen Wohnung einer Fürſtin Ouvaroff faſt allabendlich zuſammenfanden. Es war eine merkwürdige, wirklich eine gemiſchte Geſellſchaft, reich an bedeutenden Köpfen, Männern und Frauen: Schwärmer, Träumer, politiſche Mörder und Mörderinnen, gewalttätige Revolutionäre und Anarchiſten, Männer, deren Namen ſpäter die Revolution über die Welt trug, Dichter, die heute zu den erſten Rußlands zählen, Frauen mit klugen Augen und brennenden Herzen, alte Charlatane und komiſche, ſich ſpreizende, ſchmachtende Jünglinge und Mädchen, die unter Freiheit — der oberſten Gottheit des ganzen Kreiſes — nur eines verſtanden: Freiheit zu dem, was ſie Liebe nannten. In dieſen Kreis nahm ich eines Abends den Baron mit. Die Wohnung der Fürſtin

war wie gewöhnlich voll Menſchen. Man ſaß in der mittleren, der größeren Stube von ihren dreien in Gruppen herum, redete aufgeregt, ſtritt und ereiferte ſich, einige laſen, andere ſtarrten ſchweigend vor ſich hin, alle rauchten und tranken Brandy. Die Türen zu den dunklen Nebenzimmern ſtanden offen und führten einige friſche Luft in den durchqualmten Raum.

Wir waren eingetreten, ich hatte den Baron vorgeſtellt und war dann in die Laufbahn irgendeines Geſpräches geraten. Nach einer Weile fiel mir auf, daß ich ſeine tiefe und ſonſt alles durchdringende Stimme nicht hörte, hier, wo ich glaubte, daß er wie ein Fiſch im Waſſer ſchwimmen müſſe. Ich ſuchte ihn mit den Augen und ſah ihn einſam in einer Zimmerecke ſitzen, vornübergebeugt und mit großer Aufmerkſamkeit und Erregtheit durch den Raum herüberblickend. Als ich ſeinen Augen folgte, ſah ich, daß ſie auf einem jungen Mädchen ruhten, das in der anderen Ecke des Zimmers lang hingeſtreckt auf einem Diwan lag und das, einen Scheiterhaufen von Zigaretten vor ſich, offenbar ſehr gelangweilt in die Geſellſchaft blickte, ſich reckte, dehnte und gähnte. Man ſah ſogleich, daß ſie den Blick des Fremden wohl empfand und daß alle ihre Bewegungen und ſelbſt ihr katzenhaftes Gähnen nur auf ihn berechnet waren. Es gefiel mir eine Weile, dem zuzuſchauen. Es war ſchön wie das Spiel eines verlockenden Tierchens. Ich kannte die Kleine ſehr wohl. Sie war hübſch, eine

junge Ruſſin, irgend aus dem fernſten Südoſten, ein wenig völlig, mit großen dunklen Augen, dunklem Haar. Ihre Augen, ihre Bewegungen, ihr ganzes Weſen hatten — ja es war wirklich ſo und man verſtehe es recht — etwas von dem einer ſchönen jungen Kuh. Sie hieß Maja, wenigſtens nannten alle ſie ſo. Sie ging mit allen Männern um, als ſeien ſie alle ihre Geliebten. Sie ſagte zu allen du und war mit allen gleich vertraulich. Man ſagte, ſie habe keine Wohnung, weil ſie doch nie daheim übernachte. Dabei galt ſie für wohlhabend, trug koſtbare Kleider und Pelze. Und während man ſonſt bei keinem dieſes Kreiſes vor der Bitte um Geld ſicher war, ſchien ſie dergleichen nie zu bedürfen.

Das Spiel zwiſchen den beiden, zwiſchen Maja und dem Baron, zog ſich ziemlich lange hin. Ich vergaß ſie und ſah wieder hin und fand ihn immer in der gleichen Stellung, während ſie anfing, des ſtummen Spiels überdrüſſig zu werden und ſich nun wirklich langweilte und ärgerte. Er ſaß da wie ein Bezauberter und ſah und hörte nichts, was um ihn vorging. Geſpräche wurden geführt, die ihn ſonſt bis ins Innerſte aufgeregt, Probleme erörtert, bei denen er nie geſchwiegen, Ideen beſtritten, die er leidenſchaftlich verteidigt, andere aufgeſtellt, die er bis aufs Blut bekämpft hätte. Heiterkeit der Seelen tat ſich auf und ernſte Gedanken wurden beſchwiegen, aber er nahm an nichts teil, ſtarrte nur immerfort auf das Mädchen und verzehrte

ſie mit den Augen. Ich ſtand auf und ging in ſeine Nähe.

„Wer iſt jene Dame?“ fragte er.

„Kommen Sie,“ ſagte ich, „Sie werden ſie kennen lernen.“

Er ſprang auf und wurde rot. Als wir uns durch den Raum wanden, ſtieß er links und rechts an und benahm ſich ſehr ungeſchickt. So blieb er vor Maja ſtehen und grüßte, als ich ihn bekannt machte, ſteif und förmlich. Sie reichte ihm die Hand, langſam, läſſig, legte ſie in die ſeine und ließ ſie da liegen, bis er nicht mehr wußte, was damit anfangen und doch auch nicht wagte, ſie fallen zu laſſen. Zuletzt nahm ſie ſie wieder und ſagte: „Ich weiß nicht, was man hier alles ſchwatzt, als hätte das einen Sinn. Es iſt ſo langweilig; das ganze Leben iſt ſo langweilig.“ „Ja“, ſagte der Baron und verriet, nur um ihr zuzuſtimmen, alle ſeine Götter, „es iſt freilich genau beſehen nicht viel wert.“ Ich lachte. „Geh,“ ſagte Maja zu mir, „erfinde doch etwas Luſtiges oder ich werde einſchlafen.“ „Es iſt hier zu hell zum Schlafen,“ ſagte ich, „wir wollen dich ins Schlafzimmer tragen.“ Ich ergriff das Ruhegeſtell, auf dem ſie lag, unten bei den Füßen. „Faſſen Sie doch da oben an!“ rief ich dem Baron zu. Maja erhaſchte noch ſchnell eine Zigarette und ſo trugen wir ſie durch die enge Türe mit einiger Mühe in das dunkle Nebenzimmer. „Feuer!“ ſagte ſie. Der Baron ſuchte eifrig ein Streichholz und zündete ihre Zigarette

an. Die ſo verſchiedenen Geſichter der beiden Menſchen leuchteten, von der kleinen Flamme beſchienen, einen Augenblick in der Dunkelheit auf, gegeneinander gewendet. Ich ſah, wie ſeine Hand vor Erregung zitterte und ging hinaus.

Nach einer halben Stunde etwa ſtand Maja plötzlich im Türrahmen, lehnte dort eine Weile am Pfoſten und kam dann langſam zu mir herüber. Der Baron trat nun auch aus der Dunkelheit, blieb unter der Türe ſtehen und folgte ihr mit den Augen. Maja ſtrich bei mir vorüber. „Dein Baron", ſagte ſie, „iſt langweilig, langweiliger noch als ihr alle."

Als wir uns lange nach Mitternacht verabſchiedet hatten und unten auf der Straße ſtanden — es ſickerte ſchon rötliches Frühlicht in die Nacht —, kam Maja. „Haſt du noch Kaffee?" fragte ſie. „Nein" ſagte ich. „Aber Sie, Baron?" „Selbſtverſtändlich, ſelbſtverſtändlich; ja wenn Sie mich glücklich machen wollen, ſo darf ich Sie bitten." „Alſo los!" ſagte Maja.

In der Bude des Barons legte ſie ſich gleich aufs Bett. Er kochte eifrig Kaffee. Als ich einen Schluck getrunken, verſchwand ich auf mein Zimmer.

Am andern Mittag, als ich aus dem Kolleg heimkam, begegneten mir die beiden auf der Treppe. Maja winkte grüßend mit dem Handſchuh. Der Baron ſtrahlte. Er war wie in Freude getaucht, der ganze Menſch eine lebendige Verkörperung des Glücks. „Wir haben uns

verlobt", flüſterte er mir zu und drückte mir feſt die Hand. Maja hielt die Augen geſenkt und zog den Handſchuh an.

Und nun ſah man die beiden lange Zeit nie einen ohne den anderen. Wo Maja hinging, ging er mit. Wir vermuteten bald, daß ſie gerne, ſehr gerne etwas loſere Zügel gehabt hätte. Sie verdrehte manchmal die Augen ſo hilfeflehend nach oben. Und ſie drangſalierte ihn. Sie probierte immer, bis wohin ſie ihn bringen könnte. Ich glaube, er wäre auf allen Vieren neben ihr hergelaufen, wenn ſie darauf verfallen wäre. Aber merkwürdig, darauf kam ſie nicht. Irgendwo war er ihr doch wohl mehr, als ſie ſich ſelbſt zugab. Oder irgendwo hatte ſie Reſpekt vor ihm, vielleicht auch nur Mitleid. Sie machten ſogar Reiſen zuſammen, an den Gardaſee und nach Venedig, glaube ich. Aber dann hatte ſie genug. Er wollte ſie heiraten und mit nach Livland nehmen. Da bekam ſie Angſt und verſuchte es mit kräftigeren Mitteln. Sie peinigte ihn. Sie machte ihn zum Sklaven, zum würdeloſen Sklaven ihrer Launen. „Befreie mich doch von ihm!" ſagte ſie mir einmal, als wir einen Augenblick allein im Café ſaßen. — „Aber das kann doch nicht ſo ſchwer ſein", ſagte ich. „Sage ihm doch, daß du ihn nicht liebſt. Ich glaube, das genügt." „Ich liebe ihn aber!" ſagte ſie gereizt, „und das weiß er auch. Aber ich will nicht nach Livland. Und ich tauge auch nicht für ihn. Weißt du, was er glaubt? Daß er mein erſter Liebhaber iſt. Ich glaube, er iſt noch nie auf einen anderen

Gedanken gekommen. Er redet immer von der Reinheit des Weibes wie von einem Evangelium. Er würde mich verachten. Und das möchte ich wieder nicht." „Und doch", ſagte ich, „wird es wohl keinen anderen Ausweg geben." „Als was?" „Als die Wahrheit!"

„Ihr Männer ſeid ſo plump," ſagte ſie und ſchwieg. Wahrhaftig, ſie weinte.

Acht Tage darauf klingelte es bei mir, und als ich öffnete, trat Maja raſch an mir vorüber in mein Zimmer und ſetzte ſich auf einen Stuhl. Sie war bleich wie der Tod, mit Augen wie das Entſetzen und wurde wie von Krämpfen hin und her geſchüttelt. „Was iſt los?" rief ich. Sie hielt mir einen Revolver entgegen. „Nimm!" ſagte ſie — ihre Zähne ſchlugen aufeinander. — „Ich bin zu feige. Schieß du mich tot." „Maja?" ſagte ich, „Theater!" Sie ſchüttelte den Kopf und begann laut und erſchütternd zu weinen. „Nein!" ſagte ſie, „nein! Das Theater iſt ausgeſpielt. Dies iſt das Leben und die Wahrheit." Sie ſprang auf und ſchrie mich an. „Warſt du es nicht, der mir ſagte, da helfe nur die Wahrheit? Da haſt du die Wahrheit! Ich habe ſie ihm geſagt. Was wollte ich auch ſonſt tun. Es gab wirklich keinen anderen Ausweg. Morgen oder übermorgen ſollten ſeine Eltern kommen und mich, ſeine Braut, kennen lernen. Und nun iſt er tot!" „Was? Tot? Der Baron tot?" „Ja tot... Geſtern, oder nein vorgeſtern auf einem Ausflug. Wir übernachteten in ſo einem hübſchen weißen Dorf und waren ſo glücklich, kannſt du glauben. Da ſchien es mir

mit einemmal ganz leicht, es ihm zu ſagen. Und ich fing an. Ach nur, daß ich ihn nicht belügen wolle und daß er der erſte nicht ſei. Nein, nicht die halbe Wahrheit ſagte ich, nicht ein Zehntel. Er war gleich ſo ſonderbar, ſo verſtändnislos. Erſt wollte er lachen. Dann nahm er mich ganz feſt beim Arm und riß mich ans Licht. Es war ſchon dämmrig. Iſt das wahr? ſagte er. Ja, ſagte ich, das iſt ſchon wahr. Da warf er mich ſo von ſich, daß ich auf die Erde ſchlug und mir weh tat. Und ich weinte und ſtand nicht auf und dachte, er ſolle mich aufheben. Aber er ſchrie nur noch einmal laut: Dirne! Und dann ging er und wuſch ſich lang und umſtändlich. Ich dachte, er beruhige ſich, und weinte nur noch lauter. Aber ich glaube, er wollte nur mich von ſich abwaſchen, von Händen und Geſicht mich abwaſchen. Und dann krachte der Schuß. Und als ich aufſprang, blickte er ſo gräßlich her und fiel auf das Bett. Und als ich ihn anrührte, fühlte ich gleich, daß er ſtarb."

„Warum trug er auch", ſagte ich, „immer eine ſo ſinnloſe Waffe bei ſich."

„Dann kamen die Wirtsleute und die Polizei und Lärm. — Und nun bin ich hier. Und lebe noch und wollte hundertmal das gleiche tun und kann es nicht, nein kann es nicht. Und weiß auch nicht wie ich leben ſoll. Er hat mich ſo für das ganze Leben ins Geſicht geſchlagen. Und ich habe ihn geliebt und liebe, liebe nur ihn. Aber ich konnte doch nichts mehr ungeſchehen machen."

Nun weinte ſie wie ein Kind vor Mitleid mit ſich ſelbſt und wuſch ſich innerlich mit Tränen.

Nach einer Weile ſtand ſie auf und ging hinüber in ſein Zimmer. Sie wohnte noch ein paar Tage dort und ordnete ganz vernünftig ſeine Sachen. Dann verſchwand ſie nach Rußland, irgend in den fernſten Südoſten. Ich habe nie mehr von ihr gehört.

Die beiden Freunde

Adalbert und Edmund waren eines jener an allen Schulen und überall wo Knaben beiſammen ſind ſo häufig zu beobachtenden Freundespaare. In den Pauſen, zwiſchen dem Unterricht, auf dem Schulweg hin und her, kurz allenthalben und ſo oft es anging, ſah man ſie beieinander, ſo eng verbunden wie Körper und Schatten, ein Vergleich, der in dieſem Falle noch ſeine beſondere Berechtigung hatte. Es war allen, ihren Mitſchülern wie den Lehrern und auch den Eltern ganz unverſtändlich, was gerade dieſe beiden Knaben zuſammenhielt, da ſie äußerlich und ihrem ganzen Weſen nach voneinander ſo verſchieden wie nur möglich zu ſein ſchienen. Neben Edmund, einem klugen, recht hübſchen und in allem gewandten Burſchen, von jener friſchen Art, der jeder gut ſein muß, war Adalbert wirklich auch in den Augen der Wohlwollenden nicht mehr als ein blaſſer Abglanz, wenn man will, eben ein Schatten und eigentlich eine unerfreuliche Zugabe. Edmund ging durch die Schule mit jener ſpielenden Leichtigkeit, mit der er alles Leben anfaßte. Er war ſtets froher, ja ausgelaſſenſter Laune, hatte eine braune, ſamtene Haut, dunkle raſche Augen und ſchwarzes wirbliges Haar, und war mit ſeinem ganzen ſieghaften und doch maßvollen und klugen Weſen von der Natur ſo angenehm wie nur möglich bedacht. Adalbert dagegen war linkiſch und ſchwerfällig, rückte nur mit Mühe in der Schule vorwärts, immer als einer der letzten.

Und die Lehrer meinten, er würde längſt zurückgeblieben ſein oder habe die Schule verlaſſen müſſen, wenn ihn nicht die Begierde, mit dem vertrauten Freunde auf einer Stufe zu bleiben, zu den außerordentlichſten Anſtrengungen aufgeſtachelt hätte; denn an Fleiß und Ausdauer und gutem Willen fehlte es ihm keineswegs. Vielmehr übertraf er hierin ſeinen Freund, dem alles wie von ſelbſt zufiel, wohl um ein Beträchtliches. Doch erſetzte er damit die eigentlichen Geiſtesgaben, die ihm die Natur verſagt hatte, unvollkommen genug. Auch ſein Äußeres war unerfreulich und beinahe abſtoßend. Seine immer irgendwie unreine Haut, ſeine oft trüben und entzündeten Augen, ſeine bleiche, grünliche Farbe, mannigfaltige Kränklichkeit und Schwäche, dazu ſeine leicht gereizte, nörgelnde und melancholiſche Laune, zeugten von ſäuerlichem, ſchlechtem Blut und ließen in ihm ahnen, was er war, die letzte unvollkommene Frucht eines erlöſchenden Geſchlechts.

Seine Mutter war eine Witwe. Sein Vater, der Beſitzer eines größeren Landgutes im Oſten, war geſtorben, als Adalbert, ſein einziges Kind, noch nicht fünfzehn Jahre alt geweſen. Mutter und Sohn blieben in den beſcheidenſten Verhältniſſen zurück und mußten ſich, wie man ſah, aufs äußerſte einſchränken. Bald nach dem Tode ihres Mannes hatte die von ihrer bedrängten Lage ſehr gequälte Frau, um in ganz neue und unbekannte Umgebung zu kommen, ſich in das kleine, ein billiges Leben ermöglichende rheiniſche Städtchen, das

ſeiner vortrefflichen Schule wegen einigen Ruf genoß, zurückgezogen. Wie ein kranker Vogel — ihr Äußeres und ihr Weſen hatten etwas von einem kränklichen, abgerupften, aber doch noch rührend und lächerlich vornehmen Kakadu — wie ein kranker Vogel verkroch ſie ſich auch hier und hielt ſich von jedem Verkehr fern. Sie wohnte in einem halb ländlichen, ſonſt nur von Arbeitern bewohnten Stadtteil beſcheiden und ärmlich, einzig auf die Erziehung ihres Sohnes bedacht, die ihr ſoviel Sorge und Kummer machte, was aber ihrer Liebe, ja ihrer mütterlichen Bewunderung für ihn keinen Schaden tat. Adalbert vergalt ihre Sorge mit der ergebenſten Liebe und ging mit ihr und ihrer oft wunderlichen Art in einer ritterlichen Weiſe um, die ſeinem ſonſtigen mürriſchen Weſen ganz entgegen war. Dabei brachte ihn die unbedachte Liebe der Mutter oft in die ſchmerzlichſte Verlegenheit. Nicht allein, daß ſie ſein ſchlechtes Fortkommen nicht ſeiner Unfähigkeit, ſondern dem Übelwollen der Lehrer, ja der Mitſchüler zuſchrieb und darüber in lange und beſonders für Adalbert, der ſeine Schuld wohl kannte, ärgerliche Verhandlungen mit den Lehrern geriet, ſie umhüllte ihn auch beſtändig mit einem grellen Schein von Lächerlichkeit, durch ihre ängſtliche Sorge um ſein Wohlergehen, die ihn mitten im Sommer in warme Tücher und im Winter in wahre Burgen und Wälle von Wolle und billigen Pelzen einpackte, und endlich dadurch, daß ſie ihn, wenn es ſich eben tun ließ, wie ein kleines Bübchen zur Schule brachte und abholte. Adal-

bert ertrug dies alles mit williger Geduld und ſetzte ſich lieber ruhig und gefaßt und mit einer gewiſſen Verachtung dem ſchlimmſten Spott der Kameraden aus, als daß er ſeine Mutter hierin geſtört hätte.

So läßt ſich leicht vorſtellen, daß Adalbert, der ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in der Schule ſeinem ganzen Weſen nach unter den, neue Eindringlinge ja immer ſchnell ablehnenden Knaben keinen Beifall fand, lange einſam und ohne Freundſchaft blieb. Hinzu kam noch, daß er, durch ſeinen ländlichen Aufenthalt in der Ausbildung zurückgeblieben, um einige Jahre älter und höher aufgeſchoſſen war als ſeine Kameraden. Aber da er das einſame Leben gewöhnt war, ſuchte er auch weiter keine Beziehungen zu den Gefährten und lebte etwa zwei Jahre ſo ſtill unter ihnen hin. Dann begann jene innige verwunderliche Freundſchaft mit Edmund.

Edmunds Vater, auch ein Landwirt, beſaß nicht weit von dem Vorort, in dem Adalbert und ſeine Mutter wohnten, einen Bauernhof. So hatten die beiden Knaben einen gemeinſamen Schulweg. Dennoch dauerte es ſo lange, bis ſie ſich aneinander anſchloſſen. Es war auch erſt möglich, als Adalberts Mutter ſich endlich bereit fand, ihren nun ſchon zum Jüngling herangewachſenen Sohn ſeinen Schulweg allein machen zu laſſen. Da begegneten die beiden Knaben ſich öfter, gingen ein Stück miteinander und entdeckten ganz plötzlich, daß ein gemeinſames und ganz inniges Band zwiſchen ihnen war, eine große und außergewöhnliche Liebe zu den Werken der Dichter.

Und noch überraſchender war es, wenigſtens für Edmund, daß Adalbert ihn auf dieſem Gebiet weit an Erfahrung und Kenntniſſen übertraf.

In Edmunds einfachem bäuerlichem Hauſe war von dergleichen nie die Rede geweſen. Das wenige, was die Schule von dieſem größten Schatz, den die Menſchheit, den das Vaterland beſitzt, den Ihrigen mit ziemlich rohen und ungeſchickten Händen vorlegte, konnte Edmund nicht befriedigen. So begann er, als er eben damals die erſten Blicke in dies neuzuentdeckende Reich getan, ziemlich wahllos ſich hineinzuſtürzen, verwirrt und bezaubert wie von der Pracht eines verwunſchenen Gartens. Hier nun wurde ihm Adalbert ein erfahrener und verſtändiger Führer. Vielmehr ging dieſe Führung letzten Endes von einer kleinen, aber ganz vortrefflichen Bibliothek aus, die Adalberts Vater zuſammengebracht und den Seinen hinterlaſſen hatte. An ihr hatte Adalbert, dem die ſchwärmeriſche und ſpieleriſche Beſchäftigung mit den Werken der Dichtkunſt mehr zuſagte, als die praktiſche und nüchterne Arbeit, die die Schule von ihm fordern mußte, in ſeiner Einſamkeit Troſt und Freude gefunden.

Das gemeinſame genaue Studium dieſer Bücherei und das Eindringen in die in ihr verborgene Welt und die dabei ſich offenbarende Ähnlichkeit ihres Geſchmacks wurde das feſte Band, das dieſe ſonſt ſo unterſchiedenen Knaben zuſammenfügte. Verſtärkt wurde dies noch dadurch, daß die Beſchäftigung mit der Dichtkunſt auch äußerlich mit dem Schleier des Geheimnisvollen und

Verbotenen umgeben wurde, durch den Widerſtand der Lehrer gegen ſolche, wie ſie ja mit Recht meinen, von dem Ernſt der Schule abziehende Nebenbeſchäftigung, und den noch entſchloſſeneren Widerwillen von Edmunds Vater gegen alles nicht geradezu auf den praktiſchen Zweck gerichtete Studium. Einzig Adalberts Mutter wußte, was die beiden Knaben ſo plötzlich vereinigte, und ſah den friſchen, klugen Bauernſohn nicht ungern als Gefährten ihres Kindes. Doch hielt ſich Edmund ſcheu und vorſichtig von ihr fern.

Es folgte für die beiden Freunde eine ſelige Zeit gemeinſamer Liebe, ein Rauſch, den nur der begreifen kann, der ſelbſt in ähnlichem Alter mit allem Feuer der Jugend die großen Gedanken und Gefühle in ſich aufgenommen hat. Ja es gibt keine dankbareren und verſtändigeren Leſer als ſolche vor den Toren des Lebens ſtehende Knaben, die durch die Augen eines Dichters ſpähend die Welt und das Leben betrachten, die auf den Altären ihres Herzens vor den imaginären Geſtalten ſeiner Träume die erſten Feuer der Liebe anzünden. Dies kam auch bei Adalbert und Edmund hinzu, daß ſie eben damals in dem Alter waren, wo eine Ahnung von der Süßigkeit der Liebe zuerſt wie ein ſchönes fernes Morgenrot über ihren Herzen aufging.

Und hiermit beginnt erſt eigentlich die kleine Geſchichte, die ich zu erzählen vorhatte.

Adalbert und Edmund hatten auf dem letzten Ende ihres Schulweges ein kleines, dicht an der Stadt ge-

legenes Wäldchen zu durchqueren, an deſſen Rand ſich dann ihre Wege ſchieden. Dies Wäldchen war ihr freundlicher Unterſchlupf, ihr Elyſium, ihre Kirche, ihre Schule von Athen, wo ſie unter den Bäumen beieinander liegend die Werke der Dichter einander vorlaſen und ihre Gedanken darüber austauſchten. Und unter dem Rauſchen der Verſe und der hineinwehenden grünen Wipfel der Buchen vergaß Adalbert die Leiden der Schule, Edmund den auf ſeine Heimkehr und Hilfe ſtreng wartenden Vater.

An einem ſchönen Sommertag alſo liegen ſie dort, ziemlich abſeits vom Wege, wo der Wald an eine Wieſe ſtößt und man im Talgrunde die kleine Stadt mit Türmen und Dächern wie ein Bild vor Augen hat und dahinter die weiten, waldigen Hügel der Landſchaft, immer eine Höhe hinter der anderen, zuletzt fern und zart wie mit einem feinen dunklen Stift auf den blauen Dunſt des Himmels gezeichnet.

Edmund hat es ſich bequem gemacht, liegt auf dem Rücken, eine Handvoll Bücher unter dem Kopf als Kiſſen, und blickt in die grüngoldene Wölbung der Buche hinauf, die von Inſekten tönt, als hätten ſich tauſend zornige Hummeln unter der grünen Glocke gefangen. Adalbert ſitzt zu Edmund hinübergebeugt und lieſt ein wenig gedämpft aber doch laut genug Verſe. Seine Stimme, die nicht weiter ſchön iſt, bebt von Ergriffenheit und dröhnt von Gefühl, ein wenig wie die Stimme eines Paſtors, der einem Sünder ins Gewiſſen ſpricht. Er hat einen Band Hölderlin zwiſchen den Fingern und

die beiden Knaben ſchwanken, innerlich von den gewaltigen Worten des Sängers getroffen, wie zwei Rohre im Winde. Sie ſehen und hören nichts von dem, was um ſie her vorgeht. Plötzlich fährt mitten in ihren Traum und ihre Entrücktheit ein helles ſpöttiſches Mädchenlachen; ganz dicht hinter ihrem Rücken ſpringt es auf. Und dann ein Raſcheln im Laub, von enteilenden Füßen. Sie werfen ſich beide herum und ſehen gerade noch ein junges Mädchen von etwa vierzehn Jahren in hellem, weißem Kleidchen zwiſchen den Stämmen entſpringen, Aber dicht vor ihnen ſteht ein größeres Mädchen, nein. eine junge Dame, gleichfalls im hellſten Sommerkleid und mit einem großen weiten Sommerhut auf dem Kopfe, der ihr Geſicht bis zur Naſenſpitze beſchattet. Sonſt iſt alles an ihr von der grüngoldenen Glut des Buchenwaldes übergoſſen. Als die beiden jungen Männer ſie ſo verdutzt anſehen, wird ſie rot bis über den Hals hinunter, ſcheint jetzt einen Schritt auf ſie zu tun zu wollen, wendet ſich aber dann ganz verwirrt um und ruft ihrer enteilenden Gefährtin. „Dummes Ding", ſagt ſie laut. Es klingt wie eine Entſchuldigung. Dann geht ſie eilig nach der anderen Seite davon, noch einige Male ärgerlich rufend und zuletzt aus der Ferne ſich noch einmal langſam umwendend.

Adalbert und Edmund ſtarren, nebeneinander auf dem Bauche liegend, noch eine ganze Weile nach den Stämmen hin, zwiſchen denen der letzte Zipfel ihres hellen Gewandes verſchwunden iſt, als wäre ſie wie

eine Dryade in eine der ſchönen glatten Buchen eingetreten.

Adalbert ſchlägt das Buch wieder auf und will weiterleſen, aber ehe er beginnt, ſagt Edmund: „Das Haar war wirklich wie Gold und wie ein Heiligenſchein."

„Es iſt zu dumm," ſagt Adalbert, „daß Mädchen über alles lachen müſſen, was ſie nicht verſtehen."

„Du haſt auch geleſen wie ein Paſtor," ſagt Edmund lachend. „Sie wollten wohl von der Predigt auch etwas abhaben."

„Ein andermal lies du," ſagt Adalbert raſch, ſchlägt das Buch zu und erhebt ſich.

„Sie war ſehr ſchön", ſagt Edmund, „und die Große lachte auch gar nicht." Damit ſteht er auch auf und ſie gehen heim. „Sei nur nicht beleidigt wegen des Leſens," ſagt Edmund beim Abſchied. „Ich ſagte es nur ſo." „Ach was!" ſagt Adalbert und ſchüttelt dem Freunde kräftig die Hand.

Es iſt einige Tage ſpäter, wieder an einem Nachmittag. Die beiden ſchlendern langſam durch den Wald heim. Diesmal lieſt Edmund dem Freunde vor. Er hat plötzlich ſelbſt zu dichten angefangen. Und es reimt ſich ganz verzweifelt geſchickt. Es iſt viel von goldenem Haar und grüngoldener Sonne und weißen Kleidern die Rede und von einer Dryade, die aus den Buchenſtämmen hervortritt, und von dergleichen. Da ſehen ſie auf und vor ihnen ſteht das Mädchen, die Größere, die ſie damals im Walde geſehen, ſteht dicht vor ihnen. Auch ſie

iſt erſchrocken, und es ſieht aus, als begegne ſie ihnen nicht gern. Dann aber faßt ſie ſich ein Herz und geht geradeswegs auf Adalbert zu. „Verzeihen Sie," ſagt ſie, „aber ich muß mich noch wegen neulich entſchuldigen. Es war nicht Abſicht, Sie zu belauſchen. Nur meine Schweſter, das dumme Ding," ſagt ſie ganz undamenhaft. Sie hält Adalbert die Hand hin und ſieht, während ſie ſpricht, immer auf Edmund. Sie iſt glühend rot vor Verlegenheit und alles in allem ſehr lieblich, keck und friſch anzuſchauen.

„O es macht gar nichts, nein gewiß nicht!" verſichern die beiden Freunde.

„Dann danke ich Ihnen. Ich wollte nur nicht, daß Sie meinen, ich hätte Sie belauſcht."

„Nein, daran denken wir natürlich nicht, "ſagt Edmund.

Sie lächelt ihm — nun ein wenig allzu damenhaft — zu. Ihre Augen glänzen ihn an. Sie ſind von einem ſchönen goldenen Braun und ſehen ſo feſt auf ihn, daß er verlegen wird und nicht weiß, wohin er ſchauen ſoll.

„So entſchuldigen Sie bitte," ſagt ſie, „aber ich ſtöre wieder." Sie deutet auf Edmunds Hand, die ſein Gedicht hält. Er errötet wie ein Mädchen. „Guten Abend," ſagt ſie ſchnell und verneigt ſich noch einmal vor den beiden und geht weiter.

„So," ſagt Adalbert, „die hat ja ſchön ihre Angel nach dir geworfen."

„Wie meinſt du das?" ſagt Edmund. „Sie hat dir die Hand gegeben und nicht mir."

Sie gehen eine Weile ſchweigend nebeneinander, dann ſagt Edmund ganz unvermittelt: „O ich ſage dir Adalbert, ſie wird mich zum großen Dichter machen! Und ich werde ſie unſterblich machen, wie Hölderlin Diotima, ja das werde ich! Und wo mag ſie wohnen?“

„Warum fragteſt du ſie nicht gleich?“ ſagt Adalbert. Er iſt plötzlich ſchlechteſter Laune. „Dein Gedicht taugt übrigens nicht viel. Damit machſt du ſie weiter nicht unſterblich.“

„Sie werden in dem neuen Haus hinter dem Wald wohnen,“ ſagt Edmund. „Es iſt jetzt bewohnt. Und ſie müſſen von irgendwoher zugezogen ſein.“

Er nimmt ſein Meſſer und ſchneidet ſich eine Haſelgerte ab und läßt ſie durch die Luft pfeifen, immerzu, auf, hinab und herum. Er iſt innen ganz angefüllt mit blonden, golden blonden Haaren und braunen, keck und fröhlich blickenden Augen. Er verſucht das ganze Geſicht vor ſich hinzuzaubern. Aber davon fällt ihm nichts mehr ein. Doch ſchon beginnt ſich in ſeinem Innern ein neuer Lobgeſang auf die Schöne zu formen. Und als er zu Hauſe über ſeinen Heften ſitzt, malt er auf das Papier mit ſteifen ungeſchickten Strichen einen Mädchenkopf neben den anderen, immer im Profil, weil er es ſo allein zu einiger Menſchenähnlichkeit bringen kann. Und jeder Kopf hat hinten einen ſchweren, gewellten Haarknoten, das einzige, woran ein ſehr Kundiger erkennen könnte, wen er wohl meine. Edmund ſelbſt ſieht

zuletzt ein, daß er hierin zu nichts kommt, und daß er die Schönheit der Angebeteten in dieſer Kunſt nicht preiſen kann. Aber er nimmt eines der ſchwarzen Schulhefte, ſchreibt groß hinein: Lieder an eine Dryade. Und drei Tage darauf iſt das Heft ſchon zur Hälfte mit Verſen angefüllt.

Edmund ſingt, ſingt den ganzen Tag und die ganze Nacht. Gereimtes und ungereimtes Zeug ſtreut er um ſich herum, wie ein blühender Baum im Frühling Blütenblätter. Sein Herz iſt voll Roſen, voll blühender, tauiger, duftender Roſen. Er breitet die Arme nach der ganzen Welt aus: Komm an mein Herz, Welt! Komm an mein Herz, du Wald, du Welt, du Wieſe und du Sonne am Himmel! Er iſt betrunken wie ein Schmetterling auf einem Blumenfeld und taumelt ſo durch die Tage mit fiebrig glänzenden Augen. Er begeht tauſend Torheiten, ſtill für ſich und vor anderen. Er ſpitzt den Mund wie ein Narr und küßt den Lufthauch. Er wird zum Verſchwender und drückt einem Bettler auf der Straße eine Mark in die Hand, ſein ganzes Hab und Gut. Er umarmt den Freund, der ſich nicht gern anfaſſen läßt, und wirbelt ihn um ſeine Achſe. Er umarmt einen Baum im Wald, den Hofhund ſeines Vaters, eine ſchöne, ſchwarze Kuh im Stall. Er will ſich ſelber darüber totlachen, als es ihm nachher einfällt. Er lacht dem Lehrer ins Geſicht und weiß keine Antwort. Der fragt ihn mitleidig: „Sind Sie krank, Berger?“ Und Edmund errötet und ſetzt ſich nieder und ſchämt ſich. Aber nach

drei Minuten ist alles vergessen und er malt auf sein Löschblatt ein Herz und eine Flamme.

Er zwingt Adalbert, den ersten Teil des Schulweges, solange er noch zwischen den Häusern führt, im Laufe zu nehmen. Aber nachher im Walde ist er nicht mehr weiterzubringen. Er geht den Weg so langsam wie nur möglich, kehrt noch einmal um und wartet. Aber es kommt niemand. Er pflückt einen Blumenstrauß, den will er ihr geben. An der Stelle, wo sie vor ihm gestanden, legt er ihn auf den Boden. Er spricht mit Adalbert von nichts, er kann von nichts anderem mehr sprechen, als von der Liebe. Dahin münden alle Wege.

Adalbert ist viel stiller noch als sonst. Er antwortet Edmund nicht viel. Aber daran ist diesem auch nichts gelegen. Er führt das Wort. Wenn der Freund nur zuhört, so kann er doch von dem sprechen, was in ihm kocht, und kann sich Luft machen. So vergehen ein paar Tage. Die Schöne bleibt unsichtbar. Edmund ist um das Haus geschlichen, wo er meint, daß sie wohnen müsse, aber er sieht niemand.

Er ist ganz verwandelt, traurig und müde, so müde, als hätte er eine tagelange mühselige Wanderschaft hinter sich. Er geht still und schweigend neben dem Freunde. Adalbert liest „Menons Klagen an Diotima", und Edmund kommen die Tränen. Das schwarze Heft ist mit Versen ganz angefüllt. Und dann. Es ist ein regnerischer, nebliger Tag. Alles trieft von Wasser. Es ist eine Luft, wie in einer Waschküche, so dampfend und

traurig. Die beiden Freunde ſchlendern langſam durch den Wald. Er iſt melancholiſch wie ſie und trieft. Es iſt ein Wetter zum Heulen und doch ſo warm und ſchwül, ein Wuchern und Drängen und Treiben in der Erde und in der Luft und innen im Blut, ein rechtes Wachswetter. Da ſteht plötzlich unter einem triefenden Schirm, in einem hellen Regenmantel die Schöne vor den beiden und lacht ſie aus einer hochgeſchloſſenen Kapuze an. Edmund iſt gar nicht darauf gefaßt geweſen, ſie jetzt zu ſehen. Er erſchrickt wie vor einem Geſpenſt und wird rot und blaß. Sein Herz ſchlägt einen Trommelwirbel bis in den Hals hinauf, und die Beine kleben am Boden. Die beiden ziehen tief den Hut und wollen vorüber. Nichts fällt Edmund ein von dem, was er ſich ſolange ausgedacht, und was er wie glühende Lava über ſie gießen wollte. Noch gerade glückt es, daß Adalbert ſagt: „Ein ſcheußliches Wetter!“ Da bleibt ſie ſtehen. „Ja, ein ſcheußliches Wetter!“ das findet ſie auch. Schon brennen ihre Augen wieder auf Edmund und verſengen ihn. Es iſt ihm ſo heiß, als drohe er in einer gen Himmel ſchlagenden Flamme zu verſchwinden.

„Da werden Sie heute nicht leſen können,“ ſagt indeſſen die Schöne zu Adalbert. Sie hat noch etwas auf der Zunge und zögert noch einen Augenblick, dann ſagt ſie: „Was laſen ſie eigentlich neulich, als wir ſie erſchreckten? Meine Schweſter meinte, es war aus der Bibel, aber es waren doch Verſe, nicht wahr? — Ich

höre Verſe ſo gern," ſetzt ſie zur Entſchuldigung für ihre Neugier hinzu.

„Wir laſen Hölderlin," ſagt Adalbert. — Man ſieht ihr an, daß ſie den Namen zum erſtenmal hört; eine luſtige Verzweiflung huſcht über ihr Geſicht. „Kennen Sie ihn?" fragt er. „Muß man?" ſagt ſie und wendet ſich wie eine Schelmin lächelnd an Edmund. Er macht mit den Händen eine weitausholende pathetiſche Gebärde: „Er iſt der größte Dichter unſerer Sprache. Ja ich ſtelle ihn in ſeiner Art über Goethe," ſagt er zu Adalbert gewendet, als wolle er ſich verteidigen.

„Wie merkwürdig," ſagt ſie, „und ich habe nie von ihm gehört. Auf den Schulen erfährt man ſo wenig. Ich möchte Ihnen wohl einmal zuhören. Oder wenn Sie mir das Buch leihen würden?" Adalbert hat den Hölderlinband unter ſeinen Büchern. Er trägt ihn, wie ein Liebhaber die Zeichen der Geliebten, immer bei ſich und nimmt ihn jetzt unter dem Mantel hervor. Mit ſchnellem Griff hat Edmund das Buch in der Hand und ſchlägt es halb unter dem ſchützenden Mantelkragen auf; denn noch immer fließt der Regen. Da tritt ſie an ihn heran und hält den Schirm über ihn. Er atmet den nahen fremden Duft. Die Hände, die die Blätter umwenden, zittern. Er ſchnappt nach Luft, wie einer, der ins Waſſer ſtürzt, wie einer, der Tränen verſchluckt. Dann beginnt er zu leſen. —

Und nun genug, genug! ſage ich. Ihr wißt nun, wie die Liebe Edmunds zu der ſchönen Maria, die in dem

neuen Haus am Walde wohnte, begann, wie ſie einander in den Weg traten und wie ſie auf luſtiger, von Regen triefender, von ſchönen Verſen umklungener Brücke einander entgegenkamen, und ihr mögt euch ſelber ausmalen, wie aus dieſem Anfang die glühendſte, leidenſchaftlichſte Jugendliebe wurde, die ihr mit allen Farben eigener Erinnerung, wenn Gott euch Glücklichen dergleichen beſchieden hat, ſo bunt ausmalen könnt, wie es euch gut dünkt. Dennoch erreicht ihr nicht — keine Macht der Erinnerung erreicht es! —, was zwei in der Fülle der Jugend blühende Menſchen im Rauſch der erſten Liebe fühlen und genießen. Die beiden vergaßen Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft, Gott und Menſchen und empfanden nur ſich, den feſten Druck ihrer Hände, den Kuß des geliebten, feſten, friſchen Mundes, den Duft ihrer Nähe, das unendliche Anſchauen, das bei jedem Male zehn Ewigkeiten währt, wo die Zeit ausſetzt, die Uhren nicht mehr ſchlagen, die Sonne ſtille ſteht wie zu Gibeon.

Was iſt die Welt? Eine verſteckte Laube in der dunklen Nacht dicht am Waldrand im Garten des neuen Hauſes, ein Neſt im Kornfeld, ein Gebüſch am Bache. Die Sonne iſt eine läſtige Lampe, die man auslöſcht, und der Mond eine bläuliche Ampel über dem Lager der Liebe, gedämpft von dem Nebel von Wohlgerüchen, eine ſilberne Gondel für die Seelen der Liebenden, die die Kühle der Sommernacht genießen wollen, eine ſilberne Gondel in blauer Flut.

Wo ſind die Menſchen? Vater, Mutter, Brüder und Freund? Sie leben auf einem anderen, ganz fernen Stern. Man beſucht ſie zuweilen, wenn man zurückkehrt von irgendeiner Himmelfahrt, aber man kennt ſie kaum noch. Schatten der Unterwelt ſind ſie. Was wiſſen ſie von den Gefilden der Seligen? Ja Schatten an der Mauer, Schatten auf dem Weg ſind alle andern! Da iſt auch Adalbert; gerade gut genug als ein Mantel vor dem Zelt der Liebe, als ein Papagei, mit dem man doch von ſeiner Seligkeit ſprechen kann. Er hört ſo geduldig zu, wenn er auch ſelbſt traurig und zerzauſt ausſieht und ein wenig komiſch und als ſehne er ſich nach fremden Ländern. Er hört doch zu und hat gelernt den Namen Maria mit Andacht auszuſprechen. Und Edmund umarmt ihn und ſagt: „Ich liebe dich ſo und du mußt mit mir glücklich ſein", und wirbelt ihn herum, wie eine Magd mit dem Beſenſtiel tanzt, wenn der Geliebte nicht da iſt.

Aber einmal, ein einziges Mal, bekommt der Beſenſtiel Leben und tut, als wäre er auch da und hätte etwas Wichtiges zu ſagen. Adalbert umklammert Edmunds beide Hände: „Du biſt ſie nicht wert," ſagt er, „du liebſt ſie nicht genug. Niemand kann ſie genug lieben. Und wenn du ſie je verrätſt, je eine andre liebſt, und nicht dein ganzes Leben lang ihr Diener, jawohl ihr Sklave, ihr Hund biſt, ſo ermorde ich dich! Hörſt du?" Edmund lacht über den Scherz. Er will ja nichts anderes. Nein, dieſe Liebe kann kein Ende haben. Und

— was weiß denn Adalbert davon, wie er liebt und wie ſie zu lieben verſteht? Nein, davon kann man ihm keinen Begriff geben. Das iſt ein Geheimnis, das nur die alles ſehenden Götter wiſſen dürfen.

So vergeht ein Jahr. Marias reiche Eltern beginnen einiges von der Neigung ihrer Tochter zu dem Bauernjungen zu ahnen. Aber ſie tun nicht dergleichen. Sie ſind klug und ſie ſchicken Maria auf Reiſen, in eine ferne Stadt, nach Genf oder Brüſſel. Sie ſoll die Welt ſehen, die ſchöne, andre, große, bunte Welt. Sie freut ſich darauf wie ein Kind und Edmund wird eiferſüchtig und traurig. Aber ſie lacht ihn aus, vergießt ein paar Tränen und erſtickt ihn in einer Woge von Küſſen und Schwüren — nein nicht Schwüren! Was brauchen Liebende, ſolche Liebende Schwüre? Und wenn ſie bis ans Ende der Welt ginge, ſie wird wiederkommen, als ſeine Geliebte, als das ſelige, fröhliche, kecke Mädchen, das für ihn über Zäune klettert, das für ihn nachts aus dem Fenſter ſteigt und über Zäune klettert. Ja als ſein Schäfchen, das unter Roſen weidet, wird ſie wiederkommen. Ein Jahr iſt ſchnell herum und auch zwei, drei, und inzwiſchen ſehen ſie ſich wieder, und er iſt Student und Gelehrter und ein Mann! Und dann iſt ſie ſein für immer, gegen alle Welt. Sie bauen an der zukünftigen Hütte ihres Glücks und legen das Fundament irgendwo in die Wolken. Und da liegt es, und die Wolken ziehen weiter, und Maria reiſt ab, mit verweinten Augen, mit neugierigem Herzen. Und ein Schwall von Briefen fliegt

wie ein Schwarm Tauben hinter ihr her und von ihr zurück. Und die Zeit iſt plötzlich wieder da und vergeht, gelaſſen und ruhig, und verweht die Wolken und das Fundament des Hauſes und die Hütte unter den Roſen. Staub fällt auf alle Dinge. Und zuletzt — nach gar nicht ſo langer Zeit — kommt ein Brief von Maria: „Mein lieber, lieber beſter Freund!“ — Edmund reißt die Augen auf wie eine Eule, und ſein Herz ſetzt den Schlag aus und um, wie eine Uhr, ehe ſie die Stunde angibt. Er weiß gut genug, was kommt. Er braucht eigentlich nicht weiter zu leſen. „Beſter Freund!“ und dann die Beteuerungen der Freundſchaft und ewigen, ja ewigen Gedenkens. Und die Unvollkommenheit der Welt deutet ſie an, und ſie gebe ihn frei, ja ganz frei. Wie könne ſie verlangen, daß er ſo lange immer nur an ſie denke und ſich belade mit ſolcher Laſt. Er ſei ein Adler oder ſo etwas Ähnliches und brauche Freiheit zu weitem Flug. Wer wiſſe jetzt ſchon ſein, Edmunds, Ziel und wie hoch es liege? Daß es hoch liege, ſei gewiß. — Dies ſchmeichelte Edmund, ehrlich geſagt, doch ein wenig, obgleich er den Speck wohl roch. — Alſo nochmals, ſie gebe ihn frei, und er ſolle recht fröhlich ſein, und ſie wünſche ihm... Und ſo fort. Und ſo fort!

Und noch eins: Sie habe ſich verlobt. Aber er möge ſie trotzdem lieb behalten, und ſie werde ganz bald heiraten, einen engliſchen Offizier, und dann fahre ſie nach Indien. Sie träume ſchon jede Nacht davon. Und wenn er einmal ſpäter nach Indien komme — —

Edmund ballte den Brief zu einer Kugel zuſammen und ſchoß ihn gegen die Wand. Da ging ein Schloß aus Kriſtall in Scherben. Dann ſaß er lange und weinte zuletzt doch und ſagte: „Maria, liebe Maria“, mit dem Klang der Stimme, mit dem er ihren Namen einſt ſo oft in ihre roſige Ohrmuſchel geflüſtert hatte. Die Liebe glühte noch einmal, vom Schmerz erneut, in ihrer ganzen Pracht auf, wie die Schrift auf einem verbrennenden Papier noch einmal golden aufglüht, ehe ſie zu Aſche wird. Lange ſaß er in ſeinem dunklen, kleinen Zimmer und kam ſich ſo verlaſſen und ſo arm vor wie noch nie. „Wäre ich reich geweſen!“ dachte er. „Hätte ich ihr Indien verſprechen können!“ Und er fühlte zum erſtenmal das Joch der Armut und ſeines Standes hart auf ſeinen Schultern aufdrücken. Er war nun hineingewachſen.

Nach einer ganzen Weile ſtand er auf und zündete ſich eine Pfeife an und begann zu arbeiten. „Pfui Teufel!“ ſagte er. Der Tabak biß ihn auf die Zunge und die Pfeife roch nach verſengtem Frauenhaar.

Edmund hatte den Brief aufgehoben und geglättet und zeigte ihn Adalbert. Damals waren die beiden in der letzten Klaſſe der Schule und erwarteten bald ihre Freiheit. Edmund ſchien den Lehrern und Mitſchülern immer mehr zu großen Dingen berufen. Adalbert bebte als der unterſte der Schüler vor der letzten entſcheidenden Prüfung. Es ſchien, als reichten ſeine Kräfte hierzu bei aller Anſtrengung nicht mehr. Der Ärger der Lehrer,

der Spott der Kameraden hatte ſich längſt in eine Art bitteren Mitleids verwandelt, wie man es mit einem abgetriebenen Pferd hat, dem man anſieht, daß es vor der letzten Hürde zuſammenbrechen wird.

Adalbert alſo hielt Marias Brief in Händen und wurde weiß wie eine Kalkwand. Er ſagte aber kein Wort und ſchob Edmund den Brief zurück, ergriff ſeine beiden Hände und ſchüttelte ſie gewaltſam. Schweigend gingen die Freunde eine Weile nebeneinander. Es war Edmund, als wandle eine Wolke des Unheils neben ihm. Er ſuchte nach einem erleichternden Wort, um Adalbert zu zeigen, daß er es ſo ſchwer nicht nehme, ſondern ſo, wie die Sache und das Leben es fordere. Da ſagte Adalbert leiſe: „Und was denkſt du nun zu tun?“ Er nahm die Sache offenbar ſehr ernſt, und Edmund bemühte ſich nun auch, ſie ſo ernſt wie möglich zu nehmen und ſagte mit tragiſcher Miene: „Ja, was ſoll ich tun?“ Er ließ die Arme fallen, als ſei ihm ein Flugverſuch mißglückt.

„Ein Kavallerieoffizier!“ ſagte Adalbert. Er ziſchte vor Verachtung. „Und wir laſen ihr Hölderlin vor. Und der erſte bunte Rock, der ihr begegnet... O wie haſt du ſie geliebt!“ Seine Stimme verſagte. Er ſchluckte und ſchüttelte den Kopf.

„Sieh,“ ſagte er, „dabei hätte ich Gift auf ſie genommen. Dir habe ich nie getraut, und ich hätte dich zuſammengeſchoſſen, das kannſt du mir glauben. Und nun ſie? Ich kann doch nicht. Sie iſt nicht einmal eine Kugel wert.“

Edmund ſchwieg. Er hatte ein peinliches Gefühl, als dränge ſich der Freund in ſeine Angelegenheiten.

„Und nun“, ſchrie Adalbert, „vernichtet ſie dein Leben, ſpuckt ſie dir deine Liebe hin. Da haſt du ſie. Da haſt du deine Seele, die du mir gabſt. Da! und da! Sie iſt mir einen Dreck wert! Und ich gehe mit einem bunten Rock nach Indien. Ach, es wäre himmliſch, wenn Sie einmal zum Tee kämen.“ Er ſchrie. Er focht mit den Armen.

Edmund legte ſeinen Arm um ihn, als wolle er ihn tröſten. „Hier“, ſagte Adalbert, „begegnete ſie uns damals, als du mir das Buch fortnahmſt und ihr Hölderlin vorlaſeſt unter dem Regenſchirm. Die ſchöne, leere Larve! Edmund, ich ſage dir, Hölderlin war ihr gleichgültig. Und alles, was wir liebten, es war ihr ſo gleichgültig. Sie ſpielte damit wie ein Kätzchen mit dem Knäuel. Es denkt dabei nur an die Maus. Du weißt, ich hielt nie viel von den Mädchen, aber dieſe, ja die fing auch mich ſo nebenbei ein. Und nun. O ich ſpeie auch aus. Ich ſpeie auch auf das Leben und die Liebe und alles.“

Es war wie ein gewaltſamer Ausbruch lang eingedämmter Gewäſſer.

Er übertreibt, dachte Edmund. Was geht es ihn eigentlich an?

„Ich mag nicht mehr leben!“ ſagte Adalbert. „Magſt du noch?“

„Nein,“ ſagte Edmund, „ich habe auch keine große Luſt mehr dazu.“ Er hatte das Gefühl, die Tragik der

Stunde und der Liebe verlange es von ihm, dies zu ſagen.

„Wie könnteſt du auch nach dieſem noch leben?“ ſagte Adalbert. „Aller Glaube an das Leben muß dir ja im Munde zu Gift und Galle werden.“ Er ſchwieg eine Weile und ſann.

„Ich gehe mit dir“, ſagte er dann ruhig. „Ich gehe mit dir. Ich habe auch aus vielerlei Gründen keine Luſt mehr. Ich habe eigentlich nie welche gehabt. Man muß aber einmal die richtige Wendung finden. Dies wäre eine gute Gelegenheit.“

Man ſah, er ſpielte mit dieſem Gedanken nicht zum erſtenmal. „Ich habe eine Waffe zu Hauſe mit guten Kugeln. Noch von meinem Vater her,“ flüſterte er. „Ich kann es dir ja jetzt ſagen, und ich weiß es auch ſelbſt noch nicht lange: er ging auch dieſen dunklen Torweg freiwillig, freiwillig voran. Nun reicht es auch noch für dich und mich.“ Edmund ſchauderte zuſammen, als wehe ihn plötzlich ein eiſiger Wind an.

„Und dann: Freiheit! Freiheit!“ rief Adalbert und ſtreckte die Arme aus, als würfe er eine Laſt ab und wolle gen Himmel ſteigen.

„Bald kommen ja die ſchönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr iſt, als die Folie des leuchtenden Himmels. Da wäre es gute Zeit. Da blicken ohnedies gaſtfreundlicher die Inſeln des Lichts.

Ja ich glaube an die Unſterblichkeit in irgendeinem Sinne. Dies hier“, und er warf die ganze Erde ver-

ächtlich aus ſeiner Hand, „kann doch nicht der Zweck des ganzen Schauſpiels ſein.“

Edmund erſchrak vor der düſteren Glut des Freundes. Nein, ſoweit dachte er die Sache keineswegs zu treiben.

„Höre,“ ſagte er und zog ihn von der gefährlichen Stelle der Erinnerung weiter, „was liegt ſchließlich an einem Mädchen. Sind wir ſo wenig wert, daß ſie uns mit ſolch einem Brief ausblaſen kann? Wir wollen arbeiten. Wir wollen wirken und nicht entfliehen. Es iſt noch genug für uns zu tun. Die ganze Welt iſt ja noch übrig.“

Adalbert beugte ſich ganz vor, ſah mit ſeinen entzündeten Augen Edmund dicht ins Geſicht und blickte ihn lange an. „Sagteſt du das? Was liegt ſchließlich an einem Mädchen? — Ja, was liegt ſchließlich an einem Mädchen? Aber an dieſem — hörſt du? — liegt alles, liegt mir,“ — er ſchrie das „mir“ heraus — „liegt mir alles! Und du fragſt: was liegt daran? Du, der du ſie, wie es ſchien, geliebt haſt? Du, dem ſie ihre ſchönen Arme — gab es ſchönere? — um den Hals gelegt hat? Du den ſie geküßt hat? dem ſie — ich weiß nicht was alles gegeben hat! Ich habe dich nie danach gefragt. Ich habe zur Seite geſtanden wie ein Narr und ein Bettler und ein Schatten. Und ihr habt mich nicht geſehen und habt auf meinem Herzen herumgetreten und habt mit Pfeilen nach mir geſchoſſen, habt mich zum Zeugen eurer Liebelei gemacht. Ja mehr war es nicht! Eine gottverfluchte, eine ſündige Liebelei, indeſſen ich toll war vor Eifer-

ſucht und Liebe, ja von einer Liebe, von der du keine Ahnung haſt, du mit deiner Verſekomödie. Da ſtarbſt du tauſendmal für ſie und ſchwurſt ihr, ich weiß nicht was alles. Und im Herzen da war es nichts als Narrheit und Eitelkeit, daß ein ſolches Geſchöpf Gottes ſich dir an den Hals warf. Und nun — als ſie gefühlt hat, daß du und deine berühmte Liebe, daß dein ganzes Weſen nichts wert ſei —, jawohl dein ganzes Weſen! Ich habe lange ſchon angefangen dich zu durchſchauen, du Liebling aller, du Liebling der Götter und Menſchen, wie hohl du innen biſt, daß du nicht einmal ſoviel Kraft haſt, über ein Jahr Trennung hinweg ein Mädchenherz feſtzuhalten! Ja, das hat ſie auch eingeſehen, das mußte ſie endlich auch einſehen, — eigentlich habe ich ſchon lange darauf gewartet, daß ſie es einſehen müßte. Und dann warf ſie dir dieſe Liebe, die nichts wert war, hin und ging in ihrer Verzweiflung und hängte ſich an dieſen bunten Rock. Es iſt nur eine andere Art Selbſtmord. Und du ſtehſt und fragſt: Was liegt an einem Mädchen? Laß mich! Laß deine Hände von mir, deine glatten Pfoten, die ſie angefaßt haben und — — —"

„So haſt du ſie auch geliebt?" ſagte Edmund.

Adalbert ſah ihn wie aus weiter Ferne, wie einen Fremden an. „Nichts habe ich!" ſagte er. „Was liegt mir an einem Mädchen."

Den noch übrigen Teil des Weges gingen ſie ſchweigend. Dann gab Adalbert dem Freunde langſam die Hand und

wandte ſich auf ſeinen Weg, blieb aber ſtehen und ſah zu Boden.

„Weißt du noch, was ich damals las," ſagte er, „als ſie zum erſtenmal kam und hinter unſerem Rücken ſtand und lachte?"

„Nein", ſagte Edmund.

„Ich aber habe es behalten und habe es nie vergeſſen."

Und leiſe und mit von Tränen erſtickter Stimme begann er:

„Größeres wollteſt auch du, aber die Liebe zwingt
all uns nieder, das Leid beuget gewaltiger,
und es kehret umſonſt nicht
unſer Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! wehet in heiliger Nacht,
wo die ſtumme Natur werdende Tage ſinnt,
weht im nüchternen Orkus
nicht ein liebender Atem auch?

Ja und ſo weiter!" ſagte er raſch und ſich aufraffend, ſchüttelte Edmund feſt die Hand und ging mit ſchnellen Schritten davon.

Noch an demſelben Abend fanden Arbeiter im Wald, an eben der Stelle, wo damals die beiden Mädchen die leſenden Knaben belauſcht hatten, den Leichnam eines jungen Mannes. Eine Schülermütze lag neben ihm. Ein paar Bücher hatte er ſich wie ein Kiſſen zurechtgelegt, aber der Kopf war im Tode herabgeſunken. Die Waffe war ſeinen Fingern entglitten, einen Band Gedichte

hielt er aufgeſchlagen feſt in der Linken. Sein Blut war darüber gelaufen.

„Es wird ſo eine Art Geſangbuch ſein. Gott ſei ihm gnädig," ſagte ein alter Waldarbeiter, der einen Sack über das vom Schuß arg entſtellte Geſicht des Toten breitete.

Als Edmund die Kunde vom Tode des Freundes erhielt, war er — ja es gibt nur das alte Bild — wie vor den Kopf geſchlagen. Er ging herum, als ſei er ſelber leblos und nur ein Schatten. Dabei wohnte unter dem äußeren Entſetzen etwas wie geheimer Jubel und ein Aufatmen nach überſtandener Gefahr, als ſei der Tod wie ein Blitz mit geſchliffener Senſe dicht über ſeinen Kopf hingefahren, habe ihn aber — dem Himmel ſei Dank! — verfehlt. Auch etwas wie böſes Gewiſſen verdunkelte ſeine Gedanken, als habe er den Freund im Stich gelaſſen. Aber ſein Vater rief ihn an die Arbeit. Es war in der Zeit der Heuernte und viel zu ſchaffen. Edmund reichte auf den Wieſen die getrockneten Heumaſſen mit einer langen Gabel und mit kräftigen, nackten, braunen Armen zu dem Wagen hinauf, den der Vater kunſtvoll lud, und arbeitete ſich in eine freudige Geſchäftigkeit hinein. Es war ein Weſen in ihm, wie nach überſtandenem Gewitter. Am Abend ſah er lange den behaglich kauenden Kühen im Stall zu, ganz verſunken in das ruhige Auf und Ab ihres Maules, mit dem ſie das Heu hereinzogen und mahlend verſchwinden ließen. Es gab ein behagliches Geräuſch durch den ganzen Stall und

einen warmen Dunſt von Leben, von Eſſen und Verdauen, von einfachem, urbehaglichem, wirklichem Daſein.

Edmund empfand es dann faſt angenehm, daß Adalbert als ein Selbſtmörder heimlich begraben wurde. Es blieb ihm ſo manche Erſchütterung vor den Augen vieler erſpart. Doch ſchlich er ſich einige Tage ſpäter an das Grab, legte Blumen darauf und ſteckte heimlich einen Band Hölderlin, den ihm einſt Adalbert geſchenkt, tief in das lockere Erdreich. „Du haſt auch dieſen mehr geliebt als ich", ſagte er. „Er gehört dir zu."

Ein peinlicher Gang ſtand ihm noch bevor, dem er nicht glaubte ausweichen zu dürfen. Er hatte noch einige Bücher von Adalbert und mußte ſie deſſen Mutter zurückbringen. Zugleich fühlte er auch die Verpflichtung, als des Toten einziger Freund, der Mutter einige Worte des Beileids zu ſagen.

Er war nie in ihrer Wohnung geweſen, hatte ſie nur auf der Straße zuweilen geſehen und begrüßt. Die alte Frau war mit den Jahren ganz wunderlich und menſchenſcheu geworden. Als Edmund an ihre Türe klopfte, öffnete ſie erſt nach langem Hin- und Herlaufen und Scharren. Als ſie endlich aufmachte und ihn erkannte, begann ſie ſogleich zu weinen. Er trat ſehr verlegen und bedrückt ein und überreichte ihr die Bücher. Sie ſtreichelte ſie mit ihren gelben knochigen Händen und bat ihn hereinzutreten. Edmund kam über einen finſteren Gang voll Hausrat in eine faſt ebenſo dunkle Stube mit ganz verhangenen und verſchloſſenen Fenſtern.

Das Zimmer ſah aus wie der ſchlechtgeordnete Laden eines Althändlers, vollgeſtopft mit altväterlichem Kram, mit Bildern, Tiſchchen, Figuren und der ganzen, auf engſtem Raum zuſammengedrängten und verſchabten Eleganz einer vergangenen Epoche. Es roch überall unausſtehlich nach Küche und Kampfer, und Edmund hatte das Gefühl, als ſitze er in einem etwas geräumigen Sarge. Die alte Frau hatte ihn noch aufgefordert ſich zu ſetzen, ſagte dann aber kein Wort mehr, ſondern fuhr fort, aufs heftigſte und troſtlos und lautlos zu weinen. Sie hielt die Hände vors Geſicht und ſaß ganz zuſammengeſtürzt in einem tiefen Stuhl. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Aufſtöhnen zwiſchen ihren Händen hervor, das Edmund jedesmal wider ſeinen Willen an das Gluckſen einer kranken, alten Henne erinnerte. Sie hörte auch nicht auf damit, als Edmund aufſtand und nach allerlei verlegen geſtammelten Worten nach der Tür ſchritt. Sie geleitete ihn weinend hinaus und ſchüttelte ihm wortlos die Hand. Noch auf der Treppe hörte er das komiſche, herzzerreißende Gluckſen. Dann ſprang er die Stufen hinunter und atmete draußen mit tiefen Zügen die friſche Luft zwiſchen den Gärten ein. Einem Knaben, der auf einem Zaun ſtand und einen Kirſchbaum plünderte, gab er eine Ohrfeige und ging gedankenlos pfeifend weiter.

Edmund beſtand kurz darauf ſein Examen ſo gut er es wünſchen mochte und ſtürzte ſich wie einer, der lange gefangen war, auf das Leben. Er wurde ein großer

Gelehrter und Wortemacher. Er kam zu Rang und Anſehen, heiratete glücklich und hatte viele Kinder. Und wenn er in ſpäteren Jahren — was ſelten genug geſchah — einmal durch irgendeinen Zufall mit ſeinen Gedanken auf die Namen Adalbert und Maria und den Edmund von einſt geriet, ſo war es ihm, als erinnere er ſich irgendeines Buches, das er einmal geleſen, oder an die bunten Puppen eines Marionettenſpiels, die er einmal irgendwo — ja wo war es nur gleich? — hatte an ihren Fäden ſeltſam zappeln ſehen.

Friedrich

Friedrich war der Sohn eines einfachen Dorfmuſikers, eines Geigenſpielers und Hornbläſers, der in einem der kleinen thüringiſchen Städtchen wohnte und mit Aufſpielen zu Hochzeiten und Kirchweihen, zu fröhlichen und traurigen Gelegenheiten kümmerlich genug ſein Brot verdiente. Doch da er eine fleißige und ſparſame Hausfrau hatte und ſelbſt ein rechtſchaffener und ängſtlich auf den Pfennig achtender Menſch war, ging es ihm zuletzt ſo wohl, daß er daran denken konnte, ſeinen einzigen Sohn zu etwas Höherem, als er ſelbſt war, zu erziehen, wie denn der Wunſch aller Eltern iſt. Er ſelbſt hatte in ſeinen jungen Jahren auch anders hinaus gewollt und zum mindeſten ein Muſiker in einer der Hauptſtädte und ein rechter Künſtler in ſeinem Fach werden wollen. Doch hatte es dazu nie geführt und er war in ſeiner dörflichen Umgebung hängen geblieben, hatte die einfache Tochter eines Dorfſchullehrers geheiratet, auch ein kleines Häuschen und Gärtchen erworben und war mit all dem glücklich genug geworden. Seinem Sohn aber dachte er nun jene Laufbahn zu öffnen, die ihm ſelber verſchloſſen geblieben.

Friedrich war ein aufgeweckter und hübſcher Knabe mit flachſernem Haar, einem ſchmalen Geſicht und nicht zu großer, gelenkiger Geſtalt. Er erwarb ſchon in jungen Jahren in der ſtrengen Schule ſeines Vaters eine beſondere Geſchicklichkeit auf der Geige. Ein gutes

Verſtändnis und eigenſtes Empfinden für die Muſik ſchienen ihm angeboren. Zu anderen Wiſſenſchaften aber hatte er wenig Neigung und galt auf der höheren Schule des Städtchens, die er ſeit ſeinem neunten Jahre beſuchte, nur für einen mittelmäßigen Schüler. In ſeinem fünfzehnten Jahre, ehe es ihm noch gelingen konnte, irgendwie zu einem Abſchluß ſeiner Bildung zu kommen, ſtarb ſein Vater unerwartet und ließ ſeine Witwe und ſeinen Sohn in einer ſolchen Lage zurück, daß an ein Weiterſtudium für Friedrich nicht zu denken war, er vielmehr froh ſein mußte, in die Fußtapfen ſeines Vaters zu treten, um ſich und die Mutter mit dem Geigenſpiel vor Bürgern und Bauern zu ernähren.

Der Verzicht auf eine glänzendere Laufbahn kam den Knaben weiter nicht hart an. Er war ein ſtiller, verträumter Burſche, dem es Glückes genug ſchien, mit ſeiner Mutter in dem kleinen, ſauberen Häuschen zu hauſen, die Geige am Kinn zu halten und den Bogen über die ſingenden Saiten zu ziehen. Hinzukam, daß ihn wie ſeine Mutter eine tiefe Frömmigkeit und Gläubigkeit an die Güte des himmliſchen Vaters vor jedem Hader mit dem Schickſal bewahrte.

Der Muſiker und ſeine Frau hatten einer der in jenen Gegenden häufigen Sekten angehört, die, abgeſtoßen von der kalten Vernünftelei und Nüchternheit der großen Kirche, ſich wie in heimlichere, dämmerige und wärmere Eckchen des Gottesglaubens zurückziehen und in einer Art Erneuerung des erſten einfachen Chriſten-

tums ihr Heil zu finden meinen und oft genug finden. Auch Friedrich war in dieſem Glauben aufgewachſen, wie in beſonderer Gottnähe und Vertrautheit mit dem Heiland, und nahm von ganzem Herzen daran teil. Bei den Zuſammenkünften reihum in den Häuſern der zu dieſer Gemeinſchaft ſich Bekennenden, waren er und ſeine Mutter nach dem Tode des Vaters unter den Eifrigſten, ohne darüber in ihrem Leben und Weſen in äußerliche Frömmelei zu verfallen, wie ihm ja ſchon ſein Beruf verbot. Was vor allem bei dieſen Zuſammenkünften herauskam, war eine große Kenntnis der heiligen Schriften, die allerdings durchaus kindlich und märchenhaft, aber eben darum wahrhaft chriſtlich aufgefaßt wurden, das heißt, als beladen mit Geheimniſſen und Hintergründen, wobei auch die äußerlichſten Dinge und Geſchehniſſe nur für Symbole und der tieferen Deutung bedürftige Offenbarungen Gottes gehalten wurden. Dies verwirrte nun freilich den geraden einfachen Sinn der guten Leute nicht wenig und überlud ihn mit geheimnisvollen Erwartungen und Prophezeiungen, mit dem Gefühl dunkler Verbindungen des Göttlichen mit Zeit und Menſchen, was alles noch durch einige unter den Sektierern umgehende tiefſinnige und ſchwer ergründliche Schriften des Myſtikers Jakob Böhme ſehr vermehrt wurde. Doch hatte dies weiter keine ſchlimmen Folgen, als daß Friedrich wie auch die andern, die wirkliche Welt immer wie durch einen Nebel ſahen und, da es ja allenthalben des Rätſelhaften ge-

nug gibt, immer wie in einer Art Traumzuſtand gingen, wo man nicht gewiß weiß, ob das, was man lebt und erlebt nun das Eigentliche ſei, oder aber ein Erwachen und Auferwecken, auf das ja der ganze chriſtliche Glaube hindeutet, erſt die wahre Wirklichkeit und das wahre Leben enthüllen werde. Es herrſchte aber kein weltflüchtiger, ſondern ein fröhlicher und behaglicher Geiſt unter dieſen Frommen, die ſich mit dem Glauben an ein künftiges vollkommeneres Leben die armen und ärmlichſten Zuſtände, in denen ſie jetzt zumeiſt gebunden waren, vergüldeten.

Jedenfalls alſo war die Frömmigkeit, in der Friedrich aufwuchs, nicht von jener gefährlichen Art, die zum Leben und Wirken auf dieſer unvollkommenen Welt untüchtig macht, und erſt gar nicht von der noch ſchrecklicheren und ganz abſcheulichen, die in aller chriſtlichen Stille und Milde einen grenzenloſen Hochmut züchtet, weil ſie ſich für von Gott auserwählt und bevorzugt und alſo zur Verachtung aller anderen Menſchen ſehr berechtigt hält. Friedrich war beides, fleißig und beſcheiden, der Welt und dieſem Leben und auch allen Mitmenſchen gut, welchen Glaubens ſie auch ſein mochten. Er war heiteren Gemütes und ſchon ſeinem Beruf nach zu Fröhlichkeit und Geſang immer wohlaufgelegt.

Als er etwa achtzehn Jahre alt war, brach jener große und unbegreifliche Krieg aus, der die ganze Welt in ein Flammenfeuer des Elends und Verderbens warf,

der aber den gläubigen Frommen jener kleinen Sekte weniger unvermutet kam, als vielen anderen, da in ihrem Glauben von jeher eine ſolche Endkataſtrophe immer vorgeſehen, ein furchtbarer Zuſammenſtoß aller Völker der Welt in ihren heiligen Schriften ja immer vorausgeſagt war. So furchtbar und entſetzlich dieſes Ereignis an und für ſich werden mußte, ſo wurde es ihnen doch durch die ſchöne Hoffnung gemildert, daß nach dieſem letzten Streit das Reich Gottes auf Erden und die Herrſchaft aller Frommen und Guten verheißen und zu erwarten war. Als ſie ſahen, wie in den furchtbaren Julitagen jenes unheiligen Jahres 1914 beinahe die ganze ihren Augen erreichbare Welt über ihr armes Vaterland herzufallen ſich anſchickte, waren ſie feſt überzeugt, daß die letzten Tage der Welt und der Endkampf vor dem jüngſten Gericht nun gekommen ſei, wobei ſie freilich auf einen Sieg der einen oder anderen Partei, ihrem Glauben nach, weniger geſpannt waren, da ja doch der letzte Entſcheid bei ihrem nun bald zu erwartenden und wiedererſcheinenden Erlöſer lag, der alles in ſeine gerechten Hände nehmen würde. Gleichwohl ſtanden ſie als gute Bürger und Deutſche feſt zu ihrem Vaterlande, deſſen große Not und Bedrohung durch alle Völker der Welt ja gleichfalls in dem Buch aller Bücher vorgebildet ſchien. Da ſie ja immer gewohnt waren das Wort der Schrift als Symbol für ihr eigenes Leben und deſſen kleinſte Ereigniſſe zu nehmen, war es nur natürlich, daß ſie nun

die Worte der Propheten und Apoſtel in heiliger Einfalt auf die Schickſale ihres Vaterlandes anwendeten, und ihre Not und die ihrer Volksgenoſſen in der Not und Verfolgung des Volkes Gottes, des Volkes Iſrael, angedeutet fanden, und aus den gleichen Quellen wie dieſes Zuverſicht und Troſt ſchöpften. An jedem Abend ſaßen ſie in jener Zeit beieinander, beſprachen die Ereigniſſe der Tage, und dann las Friedrich, der eine wohlklingende gute Stimme hatte, und geſchickter im Leſen war, als die einfachen Frauen und Männer, die ihm zuhörten, mit eigener tiefer Erſchütterung die Gebete und troſtreichen Pſalmen jenes vielverfolgten und zerſchlagenen Volkes:

„Siehe, deine Feinde toben, und die dich haſſen richten den Kopf auf. Sie machen liſtige Anſchläge wider dein Volk und ratſchlagen wider deine Verborgenen.

Wohl her! ſprechen ſie, laßt uns ſie ausrotten, daß ſie kein Volk ſeien, daß des Namens Iſrael nicht mehr gedacht werde!

Denn ſie haben ſich miteinander vereinigt und einen Bund wider dich gemacht, die Hütten der Edomiter und Iſmaeliter, der Moabiter und Hegariter, der Gebaliter, Ammoniter und Amalekiter, die Philiſter ſamt denen zu Tyrus; Aſſur hat ſich auch zu ihnen geſchlagen und helfen den Kindern Lot. Tu ihnen wie den Midianitern, wie Siſera am Bache Kiſon, die vertilget wurden bei Endor und wurden zu Kot auf der

Erde. Mache ihre Fürſten wie Oreb und Seeb, alle ihre Oberſten wie Sebah und Zalmuna!

Gott mache ſie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde. Wie ein Feuer den Wald verbrennt und eine Flamme die Berge anzündet: alſo verfolge ſie mit deinem Wetter und erſchrecke ſie mit deinem Ungewitter. Mache ihr Angeſicht voll Schande, daß ſie nach deinem Namen fragen müſſen, o Herr. Schämen müſſen ſie ſich und erſchrecken auf immer und umkommen."

Friedrichs ſchmächtige Geſtalt bebte, wenn er ſolche Worte las, und ſeine Stimme zitterte vor Erregung. Wenn er an die Gefahr dachte, die ſein Vaterland, ja die die Hütte ſeiner Mutter, dies ſchöne ſtille Tal, ſeine Heimat und all die blühenden und eben mit goldener Frucht bis zum Rand angefüllten Täler ringsum bedrohte, war es ihm, als rufe ihn Gott und zerre in ſeinem Innern, daß er hinaus eile und mit ſeinen beiden Armen dem Verderben wehren helfe. Er ſah in ſeiner, an apokalyptiſchen Vorſtellungen genährten und von den ſeltſamen Namen der Schrift aufgereizten Phantaſie die Feinde wie ſcheußliche wütende Ungeheuer, Mißgeſtalten und Teufel, Menſchen in Tiergeſtalt mit Rüſſeln und Schweinsſchnauzen. Ein ſchwefelicher, gelblicher Dunſt hing rund um das geliebte, ja nun erſt ganz geliebte Vaterland, deſſen Daſein er bis dahin kaum empfunden, und das ihm erſt jetzt wie das bedrohte Heiligtum Gottes erſchien. Es hielt ihn nicht

daheim, und obgleich er an Körperkräften noch faſt ein Kind war, drängte er ſich doch mit einigen Freunden gemeinſam zum Kriegsdienſt und ward angenommen. Die Mutter ließ ihn nicht ohne Tränen, aber mit gefaßtem Herzen gehen. „Wir ſind überall in Gottes Hand," ſprach ſie und packte ihm unter ſeine geringen Habſeligkeiten, die er mitnahm, eine kleine handliche Bibel. Als Friedrich ſchon vor der Türe ſtand, kam er noch einmal zurück und ſah nach ſeinem Geigenkaſten, daß er gut aufgehoben ſei, fuhr leiſe mit der Hand darüber, küßte die Mutter und lief eilig davon.

Wenige Wochen ſpäter fuhr er in feierlichſter Stimmung, die durch das neue ſoldatiſche Gewand, das er anhatte, und die blanken Waffenſtücke nicht wenig unterſtützt wurde, mit ſeinen Kameraden in einem jener langen langſamen Militärzüge, die damals ruhelos und endlos auf allen deutſchen Bahnen rollten, nach der weſtlichen Grenze. Es war im Oktober, als ſie bei heiterſtem Wetter behaglich das Maintal hinabfuhren, und das ſchöne fruchtbare Land mit ſeinen heimelichen Dörfern und fröhlichen Städtchen, mit ſeinen vielen Kirchen und ſeinem ganzen altertümlichen deutſchen Weſen wie ein buntes Wandelbild vor den Fenſtern ihres Wagens vorüberglitt. Die Bauern auf den Feldern, die Mädchen in den Weinbergen, die Bewohner der Dörfer und Städtchen, ſelbſt die fröhlich bellenden Hunde, alles lief gegen den Zug heran und rief ihm Glück und Heil nach. Äpfel flogen durch die offenen Fenſter. Trauben wurden

in Körben hereingereicht. Und eine Welle brüderlicher Liebe und Eintracht umwogte den Zug und begleitete ihn bis an den Rhein und den Rhein hinüber bis an die Grenze. Es war Friedrich, als weite ſich unter all dem ſein Herz, und ſeine Liebe, die bis dahin doch vor allem den Thüringer Bergen, der engeren Heimat gegolten, dehnte ſich und umfaßte das ganze ſchöne ſo ſchändlich bedrohte Vaterland. Er ballte die Fäuſte gegen Weſten, wo zuletzt wie ein fernes hinter den Bergen haltendes Gewitter das Grollen und Brummen der endloſen Schlacht wie aus unterirdiſchen Tiefen ihnen entgegengrollte.

In der Nacht fuhren ſie von Metz herauf gegen die Front und marſchierten zuletzt ſchweigend und erregt durch die Dunkelheit, an den ausgebrannten Ruinen einzelner Dörfer vorbei nach einem Lager, das ſich vom Feinde abgewendet nach Oſten hinter die Höhen der Cotes Lorraines duckte. Ein ſäuerlicher brandiger Geruch füllte die ganze Landſchaft. Hinter den weſtlichen Höhen ſtiegen vielfarbige Lichtſignale auf und ſanken in ſchönem Bogen langſam nieder. In den ſchwarzen Wäldern der Ebene, dicht neben den Wegen der Schreitenden, bellte von Zeit zu Zeit ein ſchweres Geſchütz gegen den Feind hin. Das Geſchoß fuhr heulend und unſichtbar wie ein Teufel durch die Nacht. Und hinter den Bergen donnerte es allenthalben, als würfe ein Rieſe mit ſchwerem Schwung Balken auf Balken.

Aber nicht von dem endloſen und verbiſſenen Kampf,

von dem eintönigen und doch immer wachſamen Leben der Soldaten, das nun auch für Friedrich begann, ſei hier die Rede. Tage geſpannter aufregender Erwartung in dem ausgedehnten Gewirr der ausgehobenen Gräben, in unterirdiſchen Löchern und Gängen wechſelten mit Tagen der Ruhe in dem ſchönen von gelben Ebereſchenbüſchen und hohen, roſtbraunen Buchenkuppeln umſtandenen Lager, Stunden bebender Wachſamkeit an den Schießſcharten der Stellung mit Stunden des dumpfen Grauens und der Angſt, wenn ein Minenfeuer die Gräben ſuchte und ringsum das Land aufriß, mit Stunden der heiterſten Ruhe und Fröhlichkeit, des Geſanges und Tanzes, wenn die Kameraden vorne Wacht hielten, daß die jenſeits der Hügel kochende Lava des Todes ſich nicht in das ganz friedlich ausſchauende Lager ergoß.

Vom Feinde ſah man, außer den böſen Grüßen ſeiner Geſchütze und Minenwerfer nichts, auch auf der genaueſten Wacht, als einmal ein Käppi oder einen über den Grabenrand geſchobenen Flintenlauf. Und man war ihm doch ſo nahe, daß man, wenn der Wind ſtille war, das leiſe fremde Geſpräch von drüben wohl vernahm und den dünnen Rauch eines geſchmauchten Pfeifleins aufdüften ſah.

So verging die Zeit ungemeſſen und faſt unbeachtet. Tage waren wie Wochen, Wochen wie Tage. Über allem, was geſchah, lag der Duft des Unwirklichen und ein Alp, wie von halbem Traum. Alle, die an jenen Kämpfen teilgenommen haben, werden ſich erinnern,

daß es ihnen immer, mitten in der grauſigſten Wirklichkeit, war, als könne dies doch nicht Wirklichkeit ſein, als müſſe gleich ein Aufwachen und ein erlöſtes Aufatmen folgen, ſo über alle menſchlichen Begriffe war ja das, was geſchah. Dieſer Zuſtand war übrigens für Friedrich, der ſich der Unwirklichkeit dieſes ganzen vergänglichen Lebens immer bewußt geweſen, nicht ſo ungewohnt. Auch Angſt vor dem Tode kannte er nicht im gewöhnlichen Sinne. Wohl bebte und zitterte der Leib und bedeckte ſich in Gefahr mit Angſtſchweiß wie bei den anderen auch, aber ſeine Seele ſtand auf feſtem Grunde, blickte in eine gewiſſe Zukunft und bebte nicht. Nur unter einem litt er über die Maßen. Schon der Knall der eigenen Waffe und erſt recht der hölliſche Lärm einer Beſchießung und das immer irgendwie die Luft zerfetzende Hämmern und Dröhnen ſchmerzte ſeine feinen empfindlichen Ohren ſo ſehr, daß ihm der Kopf vor Qual zu zerſpringen drohte, und dies ihn oft ſo betäubte und verwirrte, daß ihn alle Gedanken verließen, und er das Bewußtſein zu verlieren ſchien.

Es war Mitte Dezember, nicht weit von Weihnachten, an einem feuchten, kühlen und nebligen Tag, als die Abteilung, der Friedrich angehörte, den Befehl erhielt, gegen den Feind, bei dem man in der letzten Zeit einige Unruhe und Verſchiebung der Truppen wahrgenommen, gegen Abend eine größere Patrouille zu ſenden, um nach Möglichkeit zu erkunden, was drüben vorginge. Es war dabei die Hauptſache, einen oder mehrere

Gefangene zurückzubringen, die man verhören, oder aus deren Zugehörigkeit zu bestimmten Truppenteilen man schon seine Schlüsse machen könnte. Unter den Freiwilligen, die sich zu diesem Unternehmen stellten, war auch Friedrich. Den ganzen Tag las er, so oft er Zeit fand, in seiner Bibel und erbaute sich vor allem an der schönen Geschichte, die von der Geburt des Heilands handelt. Ein wehmütiges Gedenken an die eigene Mutter, an das nahe geliebte Fest, das er nun hier so einsam würde feiern müssen, Gedanken an den Tod und an das Elend dieses Lebens mischten sich schmerzvoll in ihm.

Mit beginnender Dunkelheit krochen er und seine Kameraden, einer nach und neben dem andern aus dem vordersten Graben und schoben sich lautlos in das tote, zerklüftete und zerstampfte, von wildem Drahtgewirr und tiefen Wasserlachen unwegsam gewordene Feld hinaus, das sich zwischen den beiden Fronten trostlos ausstreckte. Dicht an den Boden geschmiegt krochen die Verwegenen gegen eine aus der feindlichen Stellung vorspringende erhöhte Bastion an, die im Munde der Soldaten das Storchennest hieß, und wo, wie sie wußten, immer nur einige Mann auf Wache waren, die sie zu überfallen und aufzuheben dachten. Während Friedrich sich langsam, ruckweise und geräuschlos, wie er es gelernt hatte, vorschob, verlor er in der immer dichter werdenden Finsternis die anderen und wußte nicht recht, ob er weiterschleichen, oder was er tun sollte, doch kroch er zuletzt bis an den Fuß der feindlichen Stellung. Da

ſich das Erdreich nun vor ihm erhöhte, konnte er das von Granaten zerfetzte Drahthindernis und den Hügelrand über ſich gegen den Himmel erkennen. Im gleichen Augenblick hörten ſeine geübten Ohren dicht vor ihm ein Geräuſch, und er gewahrte einen Menſchen, der den Hügel herabkam. Friedrich erkannte deutlich an Mütze und Rock, daß es ein Franzoſe ſein mußte, der ſich wohl zu ähnlicher Kundſchaft wie er, nur nach der anderen Richtung, aus ſeiner Stellung begeben hatte, und nun, ahnungslos, daß ein Feind ſo nahe ſei, herabſtieg und von Friedrich, der in der Tiefe und Dunkelheit lag, nichts bemerkte. Dieſer hielt ſich ſtill am Boden und ſah, daß ein Ausweichen, woran er einen Augenblick dachte, unmöglich ſei, weil jede Bewegung ihn und damit die Kameraden verraten und das ganze Unterfangen gefährdet hätte. So verharrte er in der geſpannten Wachſamkeit eines vom Tode bedrohten Tieres. Ja, was dort gegen ihn heranſchlich, war der Tod ſelber, dem er nur ſchnell zuvorkommen, dem er nur wieder mit dem Tod begegnen konnte. Ohne viel zu denken, nur mit entſetzlich klopfendem Herzen, wartete er ab, bis der andere nahe genug war. Dann ſchnellte er mit raſchem Sprung plötzlich dicht vor ihm in die Höhe und fiel ihn an. Der andere ſtieß in der Sprache ſeines Landes einen von Entſetzen gedämpften Ruf aus und dann begann ein kurzer, faſt lautloſer Kampf, der nicht lange währte. Friedrich, der den Gegner gleich zu Anfang gefährlich getroffen, fühlte ihn plötzlich in ſeinen

Armen erſchlaffen und mit leiſem Wimmern und Flehen um Gnade bitten. Er ließ ſogleich von ihm ab, hielt ihn aber feſt umklammert. Zwei Kameraden Friedrichs, die das leiſe Getümmel vernommen, ſchoben ſich links und rechts heran, und ſchon wollten die drei mit dem Verwundeten ſich zurückwenden, da ſtieg von dem feindlichen Graben ganz dicht bei ihnen eine helle Lichtrakete auf und erleuchtete das Gelände. Die drei krochen faſt in die Erde hinter aufgeworfenen Boden und konnten ſo von oben nicht geſehen werden. Auch den noch immer leiſe jammernden Gefangenen zogen ſie mit ſich. Immerhin mußten die Feinde in dem Gelände Verdächtiges genug bemerkt haben. Es begann ein wütendes Schießen, zuerſt der Gewehre und Maſchinengewehre, in das ſich zuletzt die nahen und dann die fernſten Geſchütze einmiſchten. Leuchtkugeln ſchwebten wie grelle, langſam herabfallende Sonnen über der wüſten Landſchaft. Und ſo entſtand aus dem kleinſten Anlaß, wie es lange Zeit Gewohnheit der Franzoſen war, eine aufgeregte hölliſche Nacht, wo ſie in Erwartung eines Angriffs ihre ganze Front in Aufruhr brachten und doch nicht viel damit anrichteten. Die vier blieben ganz ſtill, feſt aneinander gedrückt und halb beſinnungslos vor Angſt und betäubt von dem Lärm liegen, und Friedrich litt ſo an den Schmerzen in Ohr und Hirn, daß er alle Kraft brauchte, ſtill am Boden zu bleiben und nicht wie toll aufzuſpringen. Er fühlte jetzt auch, daß ihm Blut über die Hand lief und eine Wunde am Arm zu ſchmerzen begann. Dabei

hielt er immer den Gefangenen feſt, jetzt am Knöchel ſeiner Hand, und während er fühlte, daß es ein zarter und ſchmaler Knöchel, faſt wie der eines Kindes war, bedachte er zum erſtenmal, daß dies auch ein Menſch und Seinesgleichen ſei, den er ſo ſchwer getroffen, daß er wimmerte und ſtöhnte. Mit Entſetzen fühlte er plötzlich das Blut des Gegners, der dicht an ihn gepreßt lag, durch das eigene Gewand dringen und es warm anfeuchten. Gegen Mitternacht ließ das Schießen nach und hörte ebenſo plötzlich auf, wie es begonnen. Jetzt hörte Friedrich, der noch ſoviel von ſeinen franzöſiſchen Übungen behalten hatte, daß der Verwundete neben ihm immer leiſe nach ſeiner Mutter rief. Friedrichs Herz ſchrie auf vor Mitleid. Er ſuchte nach Worten der fremden Sprache und fand nichts als: „Camerad, bientôt medecin", das er ihm zuflüſterte, dazu ſtreichelte er ihn mit der Hand. „Oh Jesus Christ", ſeufzte der andere. „Oh Jesus Christ!" Dieſer ihm ſo heilige Name aus dem Munde des verwundeten Feindes traf Friedrich ſchlimmer als ein Meſſerſtich. „O Jeſus Chriſtus, o Heiland!" dachte er. „Ich habe einen Menſchen geſtochen. Wenn er nur nicht ſtirbt! Seine arme Mutter wartet. Herr, laß mich nicht zum Mörder werden! Es war Not! Das Vaterland! Warum kam er? Er darf nicht ſterben!" Die Gedanken hetzten wirr durch ſein Gehirn. „Oh Jesus Christ!" ſeufzte der andere noch einmal und wiederholte dieſen Namen immer wieder. „Ma pauvre mère, oh Jesus Christ."

Friedrich drängte, frierend und zitternd vor Aufregung und Kälte zum Aufbruch. Und nach vieler Mühe brachten ſie den Gefangenen, den ſie trugen, und ſich ſelbſt in den eigenen Graben.

Als ſie ſo in Sicherheit waren, verließen Friedrich die Kräfte. Er begann ſtill hilflos zu weinen. Die Tränen fielen auf den Feind, den er an den Schultern gefaßt hielt. Als ſie den Körper in den Unterſtand ſchleppten, ſahen ſie, daß er tot war. Ein ſchmales, gelblich weißes Jungenangeſicht, jünger noch als das von Friedrich, leuchtete in dem öligen Licht der einzigen Kerze auf. Schwarze Haarſträhnen hingen wirr um die Schläfen.

Als der Offizier die Papiere des Toten an ſich nahm, und das Bild einer alten, vornehm ausſehenden Frau, ein paar zerknitterte Briefe und eine kleine Taſchenbibel auf den Tiſch legte, ſtürzte Friedrich ohnmächtig auf den Boden. „Es hat ihn übermacht", ſagten die Kameraden. „Er iſt noch zu jung." Sie riſſen ihm die Kleidung auf, fanden auch im Arm eine Wunde, aber die war leicht und ungefährlich.

Friedrich wurde in das Lager gebracht und lag fiebernd auf ſeinem harten Bett. Da der Arzt ihn nur für ermattet hielt, ließ man ihn dort und ſchob ihn nicht in das Lazarett ab. Das Fieber blieb aber mehrere Tage, und Friedrich kämpfte in ihm mit allen Schrecken der Hölle und erlebte alle Ereigniſſe der furchtbaren Nacht neu und in geſteigerten Viſionen. Dabei arbeitete ſein

Gehirn in allem Fieber daran, das zu erklären, was ihm so dunkel geworden war. Immer wieder von neuem versuchte er seine wirr durcheinander geratenen Gedanken zu ordnen und aufzubauen. Aber immer wieder stürzten sie wie ein Kartenhaus in sich zusammen und verwickelten sich heillos. Er holte mit zitterigen Händen die Bibel hervor und las und suchte immer wieder aufs neue. Aber die Buchstaben tanzten zuletzt vor seinen Augen, die Worte in seinem Ohr. Alles verlor den Sinn und wurde zu einem Geklapper, wie das Rattern eines Bahnzuges, klang plötzlich auf wie eine Melodie, schön und erhaben, schrie immer wieder durch das Gehirn, bis sie wie ein Gassenhauer lärmte und endete in Gelächter, Gekreisch und Grimasse.

Nach einigen Tagen legte sich das Fieber und er wurde ruhiger und klarer. „Ich bin kein Mörder," sagte er zu sich selbst. „Ich tat ja nur, was befohlen war." Wer kann dir befehlen, Menschen zu töten? rief eine andre Stimme in ihm. „Es ist Krieg," sagte er, „das Vaterland." Aber warum Krieg? fragte die Stimme. Wissen denn die Menschen nicht, daß sie einander lieben sollen? „Nein, sie wissen es nicht." So muß man es ihnen doch sagen! „Ja, man muß es ihnen sagen."

So hielt er mit sich selbst Zwiesprache. Aber es war ihm, als spräche Gott in seinem Herzen. Er sah das bleiche Haupt des Erlösers vor sich. Große dunkle Augen blickten starr auf ihn, mahnend, als wollten sie sagen: „Du mußt es bekennen! Du mußt Zeugnis

davon ablegen." Und der Erlöſer glich dem erſchlagenen Feinde. Friedrich fror vor Grauen, Reue und Fieber.

Und ſo kam er zuletzt dahin, daß er beſchloß: „Ja, ich will es ſagen, ſo wird mir Gott verzeihen, was ich getan habe." Der ferne unterirdiſche Donner der Schlacht machte ſein Lager erbeben. „Und wieder töten ſie einander," dachte er. Es war ihm, als müſſe er eilen, als verſäume er etwas. Er wollte aufſtehn und fiel wieder auf ſein Bett. Ein grenzenloſes Mitleid mit den Menſchen, mit all den grauen gegeneinander gelagerten Männern, mit den Frauen und Kindern daheim, flutete ſchmerzvoll durch ſeine Seele.

„Wir haben ja alle eine Mutter, die wir lieben," dachte er, „wir haben eine Arbeit, die wir lieben, und Haus und Dorf und ein Gärtchen und ein Vaterland. Wir beten alle zu Gott und dem Heiland, dem Vater der Liebe. Wie könnten die Menſchen einander ähnlicher ſein? Wo ſind denn nur die Dinge, wo können denn nur die Dinge ſein, die wichtig genug wären, daß wir einander umbringen?

Sie haben uns angefallen, das iſt gewiß. Aber wir haben hart zurückgeſchlagen. Wir haben einander beide bitter weh getan. — Ohne Zweifel, die Hölle hat uns alle verblendet und verwirrt. Wie dachte ich doch, daß ſie Teufel wären, und nun ſind ſie ſolche arme vom Tode bedrohte Menſchen wie wir.

Meine Augen möchte ich allen einſetzen, daß ſie alle ſähen, wie wir verführt ſind, mein Herz, daß ſie fühlen

ſollten, wie wir einander lieben müſſen. Ja man muß es ihnen ſagen. Man muß es ihnen ſagen, daß wir Brüder ſind. Es iſt nicht unmöglich. Sie haben nur nicht daran gedacht.“ Und er erhob ſich wieder und fiel wieder rückwärts.

Einer von den Sanitätsſoldaten, ein älterer, ſchon grauer Mann, kam und ſah nach dem Jungen. Friedrich ſprach mit ihm von dem, was ihn bewegte. „Ja,“ ſagte der Alte und nickte ernſthaft, „man müßte es wohl ſagen. Aber da müßte man eine Stimme haben wie das jüngſte Gericht, daß ſie es auch alle hören. Aber wenn ſie es auch hören, ſie glauben es garnicht. — Schlafe, mein Junge. Wir haben dieſen Krieg nicht angefangen, ich nicht und du nicht. Aber die ihn anfingen, die müſſen für alles Rechenſchaft geben, was geſchieht.“ „Nein, nein!“ beharrte Friedrich, „man muß es doch ſagen.“ Der Gedanke begann ſich in ſeiner Seele niederzulaſſen, wie ein letzter Troſt und wie eine kommende Pflicht. „Man muß es nur ſagen.“ Der Alte gab ihm einen Schlaftrunk.

Wenige Wochen ſpäter war Friedrich ſoweit hergeſtellt, daß er aufſtehn und Dienſt tun konnte. Aber ſein Gehirn war noch ganz mit den Bildern und Gedanken des Fiebers angefüllt, ganz ermattet und verſtört von dem Erlebten und dem, was immer noch wie ein gezücktes Schwert über ihrer aller Haupt hing.

Die Bewegungen des Feindes waren unterdeſſen immer verdächtiger geworden. Man erwartete einen

Angriff und Friedrich ſah immer neue Truppen heran=gezogen und alles auf einen furchtbaren Zuſammenſtoß gerichtet. Niemand ahnte, daß hinter der blaſſen Stirn des kleinen, marſchierenden, Erde grabenden und Wache haltenden Soldaten alle Gedanken ruhelos daran ar=beiteten, wie er dies neue furchtbare Blutbad abwenden, wie er dem ganzen Entſetzen ein Ende machen könnte.

Er ſah das Unheil herankommen wie einen Strom, der den Damm zerriſſen. Seine Arme umſpannten ihn nicht und konnten die wilden Waſſer nicht aufhalten.

Er ſah es herabſtürzen wie einen Berg. Wie ſollte er mit ſeinen Knabenarmen ihn auffangen.

Das Himmelsgewölbe drohte einzuſtürzen, alles er=drückend. Wie ſollte er mit ſeinen ſchwachen Schultern ſich alleine entgegenſtemmen?

Sein Gehirn hämmerte und ſchmerzte. Sein Herz biß in der Bruſt vor Weh und Liebe, ja vor grenzen=loſer Liebe zu allen, die hierher kamen und ſterben ſollten, vor überſtrömender Liebe ſelbſt zu den Tieren. Er nahm den Kopf eines Pferdes in ſeine Arme, küßte das Tier und weinte heimlich.

Aber mit all dem hielt er nicht auf, was nicht auf=zuhalten war.

Friedrich lag mit ſeinen Kameraden in dem tiefen und ſicheren Gang, der damals unter der dortigen Stellung tief durch das Erdreich zog. Draußen, wo nur wenige Wachen zurückgeblieben waren, tobte ſchon ſeit Stunden das ſchwere Feuer der Minen und der Artillerie wie

ein unendlich gesteigertes Gewitter. Das Erdreich bebte und wankte, und doch saß man geborgen, aber in der Angst und Erwartung des unheimlichen Kommenden. Wer malt, was in den Köpfen der hier gescharten Männer vorging, indessen die Fäuste des Todes, nur durch eine dünne Erdschicht von ihnen getrennt, wie toll auf das Dach ihres Unterschlupfs hämmerten und nach ihren geduckten Häuptern zielten. Einige beteten schweigend, andere gingen auf und ab, so gut es ging, sprachen ein ruhiges und ernstes Wort, hielten die Bilder ihrer Lieben gegen die Karbidlampe und sahen sie lange an, putzten noch an ihren Waffen herum, fuhren zusammen bei besonders lautem Einschlag und stießen einen Ruf des Entsetzens aus. Die meisten aber saßen schweigend und in sich gesunken und hielten nur die Waffe fest umklammert. Friedrich litt unsäglich unter dem Lärm. Er hatte sich die Ohren verstopft und hielt noch die Hände dagegen gestemmt, aber es half nichts.

Er dachte nichts mehr. Nein, man kann das nicht mehr Denken nennen, was die Gehirne der Menschen in solcher Not bewegt. Es ist über allem Denken ein zusammenfassendes Erfühlen allen Lebens, ein Schauen mit allen Sinnen, das doch nicht fähig ist, sich des kleinsten einzelnen Gegenstandes zu erinnern. Nicht die geringste Ordnung ist in die Gedanken zu bringen, nicht einmal Bewußtsein. Und doch sind alle Sinne, Hirn und Herz wie weitgeöffnet, als zögen riesenhafte Gefühle und Gestalten durch sie hindurch, unsichtbare und

überirdiſche. Das Leben ſelbſt, das Gefühl des Daſeins, das ſonſt bei den Menſchen ſtill oder ſeicht dahinplätſchert, ſtrömt nun durch ſie wie ein majeſtätiſcher Fluß, nur von einem Trieb geleitet, ſich dem drohenden Tode mit aller Gewalt entgegenzuwerfen.

Friedrich hatte keine Angſt. Es war bei allem Schmerz des Hauptes eine große Feierlichkeit und faſt etwas wie Freude in ihm. „Wenn es nur erſt ſtille wird," fühlte er, „ſo wird alles gut ſein." Er wartete mit kindlicher Zuverſicht auf etwas, das geſchehen und alles aufklären und verändern müſſe. Nun, da das Schrecklichſte ſo nah und wirklich war, verweigerte er ihm den Glauben. Er wußte ſich keine andere Hilfe. Er wartete auf ein nahes gewiſſes Wunder, das dieſe entſetzlichen Erdlöcher, dieſe Gräber aufſprengen müſſe. Und dann wurde oben der Himmel ganz hell und tat ſich weit auf. Und Gottes mildes Antlitz ſchaute wie eine warme Sonne herab. Und hüben und drüben ſtanden die Heere und ſenkten die Waffen und ſchauten mit verklärten Geſichtern aufwärts. Friedrich ſah das alles wie gegenwärtig und vor einer großen erhabenen Landſchaft. Und plötzlich hörten ſeine ſchmerzenden Ohren durch allen Lärm fern und leiſe beginnenden und dann gewaltig wie zum Orkan anſchwellenden Geſang, und er vernahm deutlich und frohlockend die altvertrauten, von überirdiſchen Melodien umſchlungenen Worte, die er ſelber innerlich laut und feierlich mitſang:

„Und ich ſah einen neuen Himmel und eine neue

Erde; denn der erſte Himmel und die erſte Erde verging und das Meer iſt nicht mehr.“

„Jetzt kommt der Angriff!“ hörte Friedrich einen Kameraden dicht neben ſich ſchreien. „Alle Geſchütze auf einmal. Höher geht's nimmer. Dahinter kommen ſie.“ — „Der Tod tanzt da oben einen Schuhplattler!“ ſchrie ein anderer. Friedrich las die Worte mit den Augen von ihrem Munde. Er lächelte ihnen freundlich wie tröſtend zu, hielt die Hände übers Geſicht und mit neuer Gewalt begann in ſeinem Innern jener alles überflutende Geſang:

„Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menſchen. Und er wird bei ihnen wohnen und ſie werden ſein Volk ſein und er ſelbſt, Gott mit ihnen, wird ihr Gott ſein.

Und Gott wird abwiſchen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr ſein, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerz. . . . .“ Da riß der Geſang jäh ab und eine, nach dem vorhergehenden Toben wie ein Donner wirkende Stille brach herein. Die Männer ſprangen auf. Das Trommelfeuer war jäh abgebrochen. Sie wußten, nun kam der Angriff. Und ſchon rief ſie der Befehl und ſie ſtürmten hinauf und hinaus in die Gräben, von denen nichts mehr zu ſehen war. Der Tod hatte bei ſeinem Tanz mit rieſigen, ungeſchickten Füßen alles zertreten und zerfetzt. Die Männer warfen ſich, ſo gut es ging, in Deckung. Es war ein froſtiger, nebliger Morgen, als wollte es bald ſchneien. Ein beizender Geruch zwang viele zum Huſten. Und

ſchon ſah man plötzlich über das graue Feld aus grauem Nebel und ſelbſt unwirklich und grau wie Nebelphantome und dann deutlicher, aufſpringend und hinſtürzend, die Kette der feindlichen Schützen. Ein zwitſchernder Hagel von Geſchoſſen heulte ihnen entgegen und kam von ihnen herüber. Friedrich ſah links und rechts die Kameraden ſchreiend und ſtöhnend zuſammenbrechen, aufſpringen und hintenüberſchlagen, mit den Füßen das Erdreich trommelnd, verzerrten Geſichts. Blut ſchoß aus aufgeriſſenen Quellen, aus Naſen und Mündern blutiger Schaum. „Die Hölle!“ dachte Friedrich noch, dann ging ihm durch Herz und Gehirn ein Riß. Die Klarheit und das Wunder, das er von außen erwartet, ſchien ihm plötzlich von innen aufzugehen. „Ich weiß ja,“ dachte er, „was helfen kann. Warum ſchweige ich denn? Ich bin von Gott berufen, daß ich es ihnen ſage. Gleich werden ſie alle es ſehen. Berufen zu ihrem Heiland, der ſie erlöſen ſoll!“ Eine Rieſenhand ergriff ihn bei den Haaren. Er bedachte nichts mehr. Es war ihm, als trüge ihn die Hand aufwärts und vorwärts, indeſſen ſeine Füße kaum den Boden berührten. Er ſtand plötzlich frei auf dem verwüſteten Feld und lief, doch geduckt wie ein Wieſel, daß er näher an die anderen herankomme. Soviel Schlauheit war noch in ihm. Die Kugeln heulten wie wütende Horniſſen um ihn her. Auch einige ſeiner eigenen Kameraden, die glauben mußten, er wolle hinüberlaufen, ſchoſſen nach ihm. Als er ungefähr in der Mitte zwiſchen den beiden Fronten

war, hielt er an, atmete tief, richtete ſich hoch auf und ſchrie: „Jeſus Chriſtus!“ — Seine Stimme klang hell und ſchrill und überſchlug ſich. Niemand hörte, nur wenige ſahen ihn. Und noch einmal ſchrie er: „Jeſus Chriſtus!“ als ſei dieſer Name eine Zauberformel, und dann: „Brüder, lieben Brüder!“ Er bedachte nicht mehr, daß ihn niemand verſtand. Der Wahnſinn lachte laut und fröhlich in ihm auf. Er hob die Arme wie zum Segen und in den Ton der Prediger und der Schrift verfallend ſchrie er: „Siehe, ich verkündige euch große Freude! . .“

Da ſtieß ihn etwas vorn gegen die Bruſt, wie der Stoß eines ausgereckten Fingers, und ging glatt und hart durch ihn hindurch. Ein Ausdruck grenzenloſer Verwunderung breitete ſich über ſein Geſicht. Mit ausgereckten Armen ſtürzte er vornüber und umarmte inbrünſtig die Erde, als ſinke er in die Arme der Mutter. Ein Zucken lief noch durch den Körper, als lege er ſich beſſer in ihrem Schoß zurecht. Dann überſchwemmte ihn die Schlacht.

Die Heimkehr

Als Johannes Voß achtzig Jahre alt geworden war, beſchloß er, wieder in ſeine Jugend zurückzukehren. Johannes war ein armer Volksſchullehrer, der es dann durch Fleiß und Tüchtigkeit dahin gebracht hatte, daß er an einer der höheren Schulen, einem Gymnaſium, Lehrer geworden war, zu einer Zeit, als dieſer Weg auch einem Volksſchullehrer noch offen ſtand und man noch mehr auf tüchtiges, ehrliches Wiſſen, als nur auf die folgerichtige, wie man ſagt akademiſche Laufbahn zu ſehen pflegte. Und wenn Johannes auch im großen und ganzen nur ein einfacher, und wie er ſelbſt oft ſagte, ungelehrter Mann war, ſo verſtand er doch von Einem recht viel und verdiente in dieſem Einen die leiſe Verachtung und das Mitleid, mit dem ſeine akademiſchen Kollegen in den ſpäteren Jahren auf ihn herabſahen, durchaus nicht.

Er war ein Bauernſohn, aufgewachſen auf dem Lande und in enger Vertrautheit mit der Natur, mit den Tieren, Bäumen und allen Pflanzen. Er wußte nicht nur ihre Namen, ihre Klaſſenordnung in Linnés Syſtem, er wußte nicht nur, wieviel Staubgefäße, wieviel Blüten und Kelchblätter die Blumen hatten, er kannte und liebte ſie alle ihrem Weſen nach, er wußte ihre Standorte im Schatten oder in der Sonne, ihre Heilkräfte oder ihre Gifte, und was mehr war, ihre Schönheit und ihre Seele waren ihm vertraut. Er wußte, ob ſie ſich ver-

pflanzen ließen oder nicht. Er erzählte Geſchichten und Märchen von ihnen, die mehr wert waren als alle Gelehrſamkeit. Und auch die Schlupfwinkel der Tiere kannte er und alle ihre Gewohnheiten. Er ſchlich den Elſtern nach und ſah, wo ſie ihre Neſter haben. Er wußte, wo der Fuchs hauſte und wo der Dachs in ſeinen Bau kroch. Er kannte auch den Horſt eines echten Rabenpaares — die man nicht mit dieſen kleinen verächtlichen Bettelleuten, den Krähen, verwechſeln darf —, nein echte Raben, dieſe Adler und Göttervögel der deutſchen Wälder, die einſt auf Wotans Schultern geſeſſen. Johannes hatte in ſeiner Jugend noch einen Luchs und in ſeinen Mannesjahren noch eine Wildkatze beobachtet und hatte ſie den Jägern nicht verraten. Und als der letzte Fiſchotter in ſeiner Gegend erlegt wurde, fluchte und wetterte er wie über eine große Torheit, obgleich es doch klar iſt, daß der Otter ein großer Mörder unter den Fiſchen iſt. Freilich in den Bächen, in die die Fabriken immer mehr ihre trüben und giftigen Abwäſſer leiteten, hauſten ja auch keine Fiſche mehr. Wovon ſollte da ein armer Otter noch ſein Leben friſten? — Und überhaupt, was war aus der Welt geworden, in der Johannes ſeine Knaben-, ſeine Jünglings- und ſeine Mannesjahre verbracht hatte?

Die Welt, das war ſein Heimatſtädtchen, in deſſen Nähe ſein Vater ein Bauer geweſen war, und das damals noch mehr einem Dorf gleichſah, wo jeder Bürger ſeinen Garten, ſein Vieh und ſein Stück Feld hatte,

wo die Wieſen zwiſchen den Häuſern lagen und die Wälder, dieſe ſchönen Wohnungen der Tiere und Pflanzen, von den Bergen bis vor die Fenſter herabſtiegen.

Wo waren heute die Wälder, die Äcker und Wieſen? Eine Rieſenſtadt mit vielen Hunderttauſenden von Menſchen hatte ſie alle aufgefreſſen, hatte wie ein raſch wachſender Schwamm das ganze Land überzogen und reichte ſchon mit den Ausläufern an die Nachbarſtädte heran. Dazwiſchen lagen wohl kleine Waldwinkel mit hart und flach getretenem Boden, geſchützt von Zäunen aus Stacheldraht, weil ſonſt die Meute der ſonntäglichen Wanderer ſie in einem Jahre zerſetzt und abgeriſſen hätte. Da war kein Unterholz mehr, kein Waldraſen mit all ſeiner Pracht. Die Bäche, einſt freie, bunt geſchmückte, luſtig herumſchlendernde und ſpringende Geſellen, waren zu glatten, wohlerzogenen, zwiſchen Steinfließen kriechenden Rinnſalen geworden, wenn man ſie nicht ganz eingefangen und in dunkle unterirdiſche Röhren abgezogen hatte. — Genug, genug! Es war eine Welt, in der für Johannes Voß keine rechte Freude mehr war. Freilich hatte man nun dafür einen botaniſchen Garten mit allerlei fremden, vornehm beſchilderten und betitelten Pflanzen und einen Tiergarten für allerlei abſonderliches Viehzeug, das unglücklich und zerrupft hinter den Gittern ſaß. Aber Johannes ging in dieſe Muſeen nicht hinein, obgleich er doch Botaniker und Zoologe war und ſeine Jungens lehren mußte.

Aber was ſollte er ihnen nun beibringen? Die Tiere, die er gekannt und geliebt hatte, waren tot oder entflohen, die Pflanzen vertrieben, die Acker und Wieſen waren Baugrund geworden. Selbſt den Unterſchied von Hafer, Gerſte, Weizen und Roggen, dieſen Körnern des täglichen Brotes, — von Spelt und Hirſe, von Flachs und Hanf gar nicht zu reden — konnte er ihnen nur aus Büchern klar machen oder aus einem einzelnen Halme, den er ſich von weither kommen ließ. Aber wie ſo ein Feld in lebendiger Wirklichkeit ausſah, das zarte, zierliche Glockenſpiel des Hafers, der ſchwere, gelbe Segen des Weizens, das ſtolze, lanzengeſchmückte Heer der Gerſte mit all ihrem königlichen Schmuck der Raden und Winden, mit ihrer Welt von Käfern, Schmetterlingen und allerlei kleinem, huſchenden Getier, davon war den Buben keine Ahnung mehr beizubringen. Dafür liefen ſie in den Tiergarten, neckten die Affen oder brachten den lahmen Elefanten zum Gähnen, den kranken, wie eine zertretene Bettvorlage zerrupften Löwen zu einem letzten, verzweifelten Gebrüll. Dazu wollten ſie wiſſen, wie denn Kaffee und Tee ausſchaue, die Johannes nie geſehen, und ob denn die Baumwolle auf Sträuchern oder Stauden wachſe. Mit all dem mochte er nichts zu tun haben. Und ſo galt er bald unter Lehrern und Schülern für einen alten, rückſtändigen Geſellen, der gut tue, ſein Lehramt an den Nagel zu hängen und jüngeren, fortgeſchritteneren Gelehrten Platz zu machen. Und das tat er denn auch. — Aber nun wurde es

vollends ſchlimm mit ihm. Bis dahin hatte er doch wenigſtens täglich die Geſichter ſeiner Jungens vor ſich gehabt. Und wenn es auch nicht mehr die friſchen, braun gebrannten und derben Burſchen ſeiner Jugend mit all ihrer luſtigen Frechheit geweſen — er lachte heimlich über manchen Streich, den ſie ihm und er ihnen geſpielt —, es waren doch Kinder, die heranwuchſen und zu ihm aufſahen, es war doch Jugend, Munterkeit und lebendiges Leben. Jetzt aber war er ganz auf ſich angewieſen, ſaß mit einer alten, grämlichen Haushälterin in einer kleinen, mit altem Hausrat vollgeſtopften Junggeſellenwohnung im dritten Stockwerk irgendeines Mietshauſes und ſchalt auf die Menſchen von heute, die gleich den Affen und weißen Mäuſen in ihren Käfigen miteinander hauſten, in einer Art Termitenbauten, ohne Luft, Licht und Raum. Ein paar alte Jugendbekannte, Ruinen wie er, waren ſein einziger Umgang. Mit ihnen ſaß er Abend für Abend beim Bier, ſpielte Skat und tadelte die Welt und wurde ſo grämlich und verdroſſen, daß es ihm ſelber leid tat und er oft, wenn er in der Nacht heimkam, vor dem Spiegel ſtehen blieb, ſeinen Kopf über ſich ſelbſt ſchüttelte und dann im Bogen zum Fenſter hinausſpie.

Er beſchloß, dem ein Ende zu machen. — Nicht etwa ſich das Leben zu nehmen. Auf ſolche Gedanken kam er als ein wahrhaft frommer Menſch nicht von fern. Aber er beſchloß, ſeine Seele nicht weiter verärgern und vergrämen zu laſſen. Und da er doch alles,

was jetzt um ihn war, nicht anders als mit Ärger und Gram anſehen konnte, ſo beſchloß er eben, es gar nicht mehr anzuſehen und ſeine Seele allein in der Welt ſpazieren zu führen, die einſt geweſen und in der er allein wirklich gelebt und die er geliebt hatte.

Und nun geſchah langſam etwas Merkwürdiges mit ihm: Die große Stadt um ihn ſchrumpfte mehr und mehr zuſammen und wurde wieder das alte, kleine Landſtädtchen, das ſie einſt geweſen. Die ſauſenden Bahnen fuhren nicht mehr. Das grelle Licht der elektriſchen Lampen verblich. Die großen, maſſigen Häuſer wurden klein, wohnlich und zutraulich. Die Wälder legten ſich wieder wie ein Mantel ſchützend um das Neſtchen mit ſeiner kleinen, buckligen Kirche. Da waren wieder Wieſen mit Vieh und Äcker, wie ſie einſt geweſen, Baumgärten und Bäche und ein ſchöner, fiſchreicher Fluß mit handlichen Nachen. Die ganze alte, ſchon vor einem halben Jahrhundert verſunkene Welt ſtieg um Johannes herauf, nicht wie ein Traum und eine Täuſchung, nein wie lebendigſte Wirklichkeit und bunteſte Gegenwart. Die Leute meinten, Johannes werde wunderlich, aber es war nur eine Gnade Gottes, die ihm widerfahren war. In ſeinem Gehirn begann das ſchreckliche Bild von heute, das ihn geängſtigt und zu einem alten, grämlichen Geſellen gemacht hatte, zu zerfließen wie ein Schemen, und das Bild der Vergangenheit, das er getreulich aufbewahrt hatte, tauchte hinter der Verzerrung herauf wie eine Landſchaft aus Nebeln. Da waren ja alle

alten Plätze und Winkel wieder! Da waren auch die alten Freunde. Johannes begrüßte ſie fröhlich und gar nicht verwundert, blieb ſtehen und ſchwatzte mit ihnen von Wind und Wetter und den Zeitläuften. Und ſie gaben ihm verſtändige Antwort.

Und dann — welches Wunder und welche beſondere Gnade! Eines Tages fand Johannes, als er ſo durch die alten Gäßchen und Winkel ſchlenderte, das kleine Haus wieder, in dem er einſt als junger Lehrer gewohnt hatte. Es lag am Rande des Städtchens, mitten in einem behaglichen Garten; vorne war ein niedriger Zaun vor einem Blumengärtchen. Da wuchſen die alten Blumen: Kaiſerkronen, Päonien und tränende Herzen und alle die altmodiſchen, ſchönen, blühenden Gartenkräuter, deren Namen heute niemand mehr kennt und die wir nur auf alten Bildern anſtaunen in aller ihrer Lieblichkeit. Und hinter dem Häuschen war ein Obſtgarten mit Kirſchbäumen, Äpfeln und Pfirſichen. Und ein Baum eßbarer Kaſtanien — welche Seltenheit in dieſer Gegend! — ſtand vor dem Fenſter, hinter dem Johannes gehauſt hatte. Der Alte blieb außen vor der Pforte ſtehen und betrachtete das ganze Bild mit hellſtem Glück und Entzücken. Es war ihm, als ſei er heimgekehrt von einer langen Irrfahrt — wo war er nur geweſen? —, als ſei er erwacht aus einem böſen Traum. Aber nun hatte er nur zu lange geſchlafen und es war Sonntag Morgen. Das weiß gedeckte Tiſchchen ſtand unter dem Kaſtanienbaum und

die Wirtin wartete auf den Langſchläfer. „Er ſchläft nicht," dachte Johannes, „er ſteht ja hier und war nur auf einer kleinen Morgenwanderung." Er wollte eilig eintreten. Aber als er ſich nach dem Gartenpförtchen beugte und die bekannte Klinke in der Hand fühlte, war es, als griffe er in die Luft.

Er zögerte einen Moment und wiſchte ſich über die Stirne, aber dann trat er raſch in den Garten, ging die kleine ſchmale Treppe hinauf, wo er ſich bücken mußte, um nicht mit dem Kopf an einen herausragenden Balken zu ſtoßen, trat in ſein Zimmerchen ein und atmete auf wie geborgen und gerettet, in eine ſchöne Einſamkeit und Sicherheit entflohen vor etwas Böſem und Lärmmachendem, das ihn bedroht und umtobt hatte.

Nach einer Weile ging er wieder in den Garten hinunter, ſtrich zwiſchen den Beeten hin, nahm eine Raupe vom Kohl und blies einem Schmetterling die Flügel auseinander, daß ſie in ihrer ganzen Pracht ſich ausbreiteten und leuchteten.

Das Wunderliche aber bei der Sache war dieſes: das Häuschen, in dem Johannes einſt gewohnt und wo ſeine Seele nun von neuem Herberge genommen hatte, war längſt als ein altes Gerümpel abgeriſſen worden und verſchwunden, und dort, wo es geſtanden, wo ſein Gärtchen und ſein Baumhof gelegen, dort war gerade mitten hindurch eine große Straße gebaut worden. Da war weder Zaun, noch Haus, noch Pforte. Da war nichts als ein feſtes Pflaſter und Bahnſchienen und ein

wildes Treiben von Menſchen und Fuhrwerken. Und Johannes ſtand mitten auf dem Fahrdamm, hielt die Hand in die Luft und winkte und lächelte und ſtrahlte über das ganze alte und verwitterte Geſicht. Er bückte ſich und pflückte eine der Primeln vom Gartenbeet und ſteckte ſie in ſein Knopfloch. Er neigte ſich vor und hielt ſeine Naſe in einen Roſenbuſch und atmete den kühlen Morgenduft ein. Er nahm einen blauſchillernden Käfer vom Blatt und ließ ihn an ſeinem Finger laufen und davonfliegen. Sein Herz ging ſo leicht, ſo fröhlich in ſeiner Bruſt. Er breitete die Arme aus und ſtreckte ſich recht unternehmend und zu fröhlichem Tagewerk gerüſtet. — Da erhielt er einen harten Stoß. Es war ein Lärmen und Schreien um ihn, man riß ihn auf die Seite. Das Häuschen wankte, als wolle es zuſammenbrechen. Johannes ſtand am Rande des Fahrdammes. Man ſetzte ihm ſeinen Hut auf, der ihm entfallen war. Ein Schüler, der ihn erkannt hatte, griff ihm unter den Arm und führte ihn heim, in ſeine Wohnung, in ſein Gefängnis im dritten Stockwerk des Mietshauſes. Johannes ließ es ſich gefallen und lächelte nur vor ſich hin. Man muß dem Schickſal ſeinen Lauf laſſen und darf ſeine Geheimniſſe nicht vor der Welt preisgeben. Aber am nächſten Tag ging er wieder den alten Weg, fand den Garten und das alte Häuschen wieder und hauſte darin ungeſtört und unbekümmert und ohne jeden Zweifel und jede Enttäuſchung.

Wer will denn ſagen, ob er nicht recht hatte und

was denn hier wirklich war. Der Fahrdamm, auf dem er ſtand und den alle, die darauf liefen, jetzt für Wahrheit und Wirklichkeit nahmen? Und der doch — wie lange wird es dauern? — auch bald einmal Traum und Vergangenheit ſein wird — und dennoch eine lebendige Wirklichkeit im Herzen jener, die ihn vielleicht geliebt haben, ſo wahrhaft und wirklich wie das Häuschen, in dem Johannes wohnte, das den andern eine Torheit, ihm aber eine Gnade des Himmels war. Ja es wurde ihm der Weg zum Himmel ſelbſt.

Wer hätte das gedacht, daß die kleine Treppe, die ſich wie ein enger Schneckengang in das Dachgeſchoß hinaufwand, ſo hoch hätte führen ſollen? Johannes probierte es einmal. Sie ging wahrhaftig höher und höher hinauf, nicht nur auf den Speicher und unter das Dach, ſie drehte und wand ſich zwiſchen engen Wänden hinan wie eine Schraube ohne Ende, aber von oben kam doch ein Lichtſtrahl und bezeugte, daß ſie an ein Ziel und ins Freie führen müſſe.

Es war ein ſeltſamer Augenblick, als Johannes auf dieſen Gedanken kam, die Treppe immer höher hinanzuſteigen. Er hatte im Garten geſtanden, gerade vor dem Roſenbuſch am Tor. Da war ihm plötzlich, als würden ihm die Füße unter dem Leibe fortgezogen. Er fiel und klammerte ſich an die Roſen und bog den Strauch über ſich, daß der naße Tau wohlig auf ſein Geſicht tropfte. — Irgendwo war wieder Lärm und Geſchrei. — Er hörte noch eine Amſel ſingen und

ganz ferne einen Kuckuck rufen. Er lag wohl im Gras und ſchlief, und ſollte doch aufſtehen, weil man ihn irgendwoher rief. Und wirklich, er ſchüttelte den Schlaf ab, lief in das Haus hinein und die Treppe hinauf. Und dabei entdeckte er eben, daß ſie höher führe, als er bisher gedacht hatte. Er ſtieg und ſtieg und der Lichtſtrahl von oben glomm wie ein fernes Lämpchen und jetzt wie ein Stern und wurde heller wie die Sonne. Und zuletzt war es die Sonne ſelbſt und Johannes ſtieg nicht mehr, er ſchwebte auf einer weißen Wolke unter der Sonne hin und das Häuschen lag ganz klein unter ihm und ſeine alte Wirtſchafterin ſtand unten und ſchlug die Hände überm Kopf zuſammen und lachte, lachte, daß er, Johannes, ſo hoch da oben auf einer weißen Wolke über die Dächer in den Himmel fuhr.

Ein vorüberjagendes Automobil hatte den Alten erfaßt und zu Boden geworfen. Man hob ihn auf. Er war tot.

Der Feldherr

Der Krieg ging zu Ende. Der große Feldherr, der zwei Jahrzehnte lang den Lauf der Welt durch seine Taten bestimmt hatte, war in entscheidenden Schlachten von der Übermacht seiner Gegner fast erdrückt worden. Immer weiter in sein eigenes Land zurückgetrieben, stand er mit seinen Truppen in der Nähe der bedrohten Hauptstadt, auf die die Feinde in zwei gewaltigen Heeressäulen zustrebten. Allen schien alles verloren, nur nicht dem Feldherrn selber. In einer fast heiteren Stimmung war er am frühesten Morgen aus dem Kabinett des kleinen Schlosses, in dem er übernachtet hatte, rasch unter die wartenden Offiziere getreten, hatte die neuesten einlaufenden Meldungen über die Bewegungen der Feinde empfangen und stand jetzt über die auf breiten Tischen ausgelegten Karten gebeugt und sann. Indem er die Bewegungen der Heere nach den Meldungen auf den Karten verfolgte, schien sein Gesicht wie von einer hohen Freude und einem im Innern vorausgeahnten Triumph zu glühen. Die feindlichen Armeen, die ihn und die Hauptstadt zu umfassen drohten, zogen sich offenbar wie eine Zange voneinander und griffen wie ein gewaltiges, lebendiges Gebiß von Osten her über Süden und Norden nach ihm. In der Mitte stand er und sein Heer, wie in einem aufgesperrten Rachen. Indem er dies erkannte und bedachte, sah er zugleich, daß hier wirklich eintrat,

was er ſchon lange dämoniſch getrieben vorausgeſehen und wozu er ſein Heer eben bis hierher zurückgezogen und hier aufgeſtellt hatte. Indem die Feinde dieſe Umgehung machten, waren ſie genötigt, ihre Truppenmaſſen, denen vereint das Heer des Feldherrn nicht mehr begegnen konnte, in zwei Armeen weit auseinander zu ziehen, deren jeder allein er ſich wohl gewachſen fühlen durfte. Hinzu kam, daß zwar der Feldherr jedes der feindlichen Heere gleich nahe und ſchnell vor dem Griff hatte, daß ſie ſelbſt aber untereinander nicht nur durch einen tagelangen Marſch voneinander getrennt waren, ſondern daß ſich eben an dieſem Tage ein breites, ſumpfiges, noch dazu von einem tiefen Fluß durchzogenes Gelände zwiſchen ſie ſchob, das für große Heeresmaſſen unpaſſierbar war. Der Feldherr ſah ſich alſo genau in der Lage, die er ſeit Wochen zitternd erſehnt und mit allem, was an ihm lag, vorbereitet hatte. Es war ihm möglich, die Heere der Feinde getrennt zu überfallen, jedes für ſich ſicher zu erledigen und ihnen hier, mitten in ſeinem Lande und im letzten entſcheidenden Augenblick den Todesſtoß zu verſetzen. Er blickte auf wie ein Raubtier von der erlegten Beute und atmete tief und glücklich, die nötigen Befehle in ſeinem Gehirn formend.

Indem er ſich jetzt an einzelne ſeiner Generale zu wenden dachte, bemerkte er erſt, daß ſie nicht anweſend waren, ja daß überhaupt nur wenige Offiziere, untergeordnete und die ſeiner nächſten Umgebung, vor ihm ſtanden. Ungeduldig und ſchon ſogleich dem Zorne nahe,

fragte er nach den anderen und erhielt nun den Beſcheid, daß an dieſem Morgen keiner von ihnen erſchienen ſei, ja daß einige, die im gleichen Ort übernachtet hätten, in aller Frühe durch eilende Boten in die Hauptſtadt abberufen ſeien. Einen Augenblick fühlte er den Boden unter ſeinen Füßen, der ihm in allem Unglück der letzten Wochen feſt und unbeweglich geſchienen, leiſe wanken und beben. „Meine Herren," ſagte er, „ihre Mienen ſagen es mir, ſie wiſſen mehr; was hat das zu bedeuten?" Da trat ein junger Leutnant vor und überreichte dem Feldherrn in ſtrammer Haltung, zu der die Tränen in ſeinen Augen nicht paßten, ein Schriftſtück. „Dies hier", ſagte er, „iſt uns zugegangen. Ein Befehl, Sire, daß wir Eurer Majeſtät Befehlen nicht mehr folgen ſollen. Das Miniſterium hat Verhandlungen mit dem Feinde eingeleitet. Die Generale ſind der Anſicht, daß der Feldzug verloren iſt und weiteres Blutvergießen unnütz ſei. Noch heute ſoll ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen werden." „Schurken!" ſchrie der Feldherr. „Schufte und — Eſel! Pfuſcher! Das darf nicht geſchehen! Meine Herren retten Sie, helfen Sie! Wir haben den ſicheren Sieg in Händen!" Und an die Karten zurückeilend, ſetzte er den Anweſenden in wenigen Worten die Lage auseinander. „Hetzen Sie, jagen Sie, ſtellen Sie dies klar. Noch heute ſoll man mir den Oberbefehl laſſen. Morgen habe ich das Vaterland gerettet und lege mein Amt in ſeine Hände zurück." — —

Die Lage war aber dieſe: In den chaotiſchen Zu-

ſtänden einer Revolution, nach dem Zuſammenbruch eines jahrhundertealten Königtums, hatte der junge Feldherr Weg und Gelegenheit gefunden, dem Staat eine neue Form und Ordnung zu geben, ſich ſelbſt aber als einen von Gott und einem inneren Dämon wahrhaft unmittelbar eingeſetzten Herrſcher an die Spitze zu ſtellen. In raſchen, mit unerhörter Meiſterſchaft geführten Kriegen, mit ſtaatsmänniſcher Weisheit und vorbildlichen Geſetzen hatte er ſeine Stellung gefeſtigt und ſich und ſein Land zum Schickſal der Welt gemacht. Er hatte ein Gebäude aufgeführt, in das die widerſtrebendſten Elemente feſt eingemauert ſchienen und das nur noch der letzten Krönung, des alles zuſammenfaſſenden Schlußſteines zu bedürfen ſchien, um ewige Dauer zu verheißen. In der Bemühung, dieſen Stein einzuſetzen, die einzige auf dem ganzen Feſtland noch widerſtrebende Macht auch in ſeine Richtung zu zwingen, hatte er den großen Krieg begonnen, bei dem irgendein Teufel, kein Menſch, nein Gewalten der Natur, wie er meinte, endloſe Ebenen, tödliche Winterkälte, Eis und Schnee ihm das Spiel verpfuſcht und verdorben hatten. Gewiß wäre er kraft ſeines Geiſtes und Willens wohl in der Lage geweſen, dies Unglück zu vermeiden, den auseinanderſtürzenden Bau beiſammen zu halten, wenn nicht in eben dieſem Augenblick das Fundament, auf das er geſtellt war, die Kraft und der Wille ſeines Volkes, nachzugeben und zu ſchwanken begonnen hätte. Das erſte wirkliche große Unglück, das er hatte, ließ das im Grunde immer

beharrende, träge Volk ſich ſogleich erinnern, daß er nur ein Emporkömmling und Gewaltherrſcher ſei, daß er die Blüte der Jugend auf allen Schlachtfeldern des Erdteils vergeudet und alle Kraft des Landes an einen Traum gewendet habe, deſſen Wert zweifelhaft und jedenfalls kurzſichtigen Augen nicht überſehbar ſein konnte. Alle bisher vom Erfolg des Eroberers niedergehaltenen Gewalten faßten ſich zuſammen, die Anhänger des alten echten Königtums, die um ihre Revolution ſich betrogen wähnenden Revolutionäre von einſt, das Ruhe um jeden Preis ſuchende, in langen Kriegen ermattete, entblutete Volk und die Schar derer, die immer nur dem Glücklichen zu folgen gelernt haben und das Segel herumwerfen, wenn Fortuna von einer anderen Seite zu blaſen ſcheint. An die Spitze dieſer Bewegung traten zwei Kreaturen des Feldherrn ſelbſt, ein General und ein Miniſter, die durch einen Sprung zur rechten Zeit ihre Zukunft zu ſichern und ihre Vergangenheit zu bedecken dachten. Dieſe nun hatten heimlich Anhänger geworben, mit dem drohend heranziehenden Feinde Verbindung gewonnen und traten jetzt wie in letzter, höchſter Not vor das Volk, ihm klar machend, daß der Zug der Gegner einzig jenem verhaßten Gewaltmenſchen und Weltunruheſtifter gelte, daß daher nichts zu fürchten ſei, wenn man ſich nur von ihm losſage, ja daß man die Feinde dann gewiſſermaßen wie Brüder begrüßen und als Befreier von jenem vampirartigen Ungeheuer anſehen müſſe, und daß nun — wenn man nur ihn ab-

geſchüttelt — eine Zeit des Völkerfriedens und ſüßer Eintracht und allgemeinen Gedeihens zu erwarten bleibe. Unter dem Druck der äußeren unglücklichen Ereigniſſe gelang es den beiden Abtrünnigen, dem einen, das Volk und die Miniſter, dem anderen, das Heer und die Offiziere zu gewinnen und offen ihrem bisherigen Herrn zu entführen.

Es läßt ſich nun denken, wie wenig auf dieſe Männer, die einen ſo entſcheidenden Schritt getan, die eiligen Botſchaften des entthronten Feldherrn Eindruck machen konnten. Nicht daß ſie ihm einen ſolchen letzten, gewaltigen und auch erfolgreichen Schlag nicht zugetraut hätten. Aber eben dieſer ſein möglicher Erfolg wäre ja ihr Ruin geweſen. Ihm aber im geringſten zu glauben, was er verſicherte und ſchwor, daß er nach jener letzten Schlacht den Oberbefehl niederlegen und alle Herrſchaft in ihre Hände oder die des Volkes zurückgeben wolle, dazu vermochten ſie ſich nicht zu bewegen und dazu war ihnen ſeine ganze Art und Vergangenheit allzu bekannt. Sie überzeugten alſo ihre Anhänger, ſoweit dieſe von den Plänen des Feldherrn überhaupt einiges erfuhren, mit leichter Mühe, daß jener jetzt nur noch ein wahnſinnig gewordener Haſardeur ſei und gaben im übrigen ſeinen Befehlen und Wünſchen keine weitere Folge, als daß ſie ihm rieten, ſobald und ſo heimlich wie möglich zu fliehen, wenn er nicht in die Hände der Feinde oder die des eigenen zürnenden Volkes fallen wolle.

Als der Feldherr dieſe ihre letzte Botſchaft erhielt und einſehen mußte, daß ſeine Befehle nicht weitergegeben, ſeine Bitten nicht gehört, ſeine Schwüre nicht geglaubt wurden, legte ſich die Unruhe, die ihn den ganzen Morgen und Mittag wie unter Peitſchenhieben durch das Zimmer getrieben, das er in Erwartung einer entſcheidenden Botſchaft keinen Augenblick verlaſſen hatte. Nur noch wenige ſeiner getreueſten Offiziere ſtanden um ihn oder lagen ermattet und ſchon ein wenig allzu läſſig für die Gegenwart der Majeſtät in den herumſtehenden Seſſeln. Einige gaben den Burſchen Befehl, ihre wichtigſten Sachen und die des Herrſchers zu verpacken und draußen auf die Pferde zu ſchnallen. Die Gäule ſtampften auf dem Hof, Wagen fuhren raſſelnd vor. Es gab Geſchrei, Lärm und Zank. Alles war gereizt, voll Wut, Mißtrauen, Unruhe, Angſt und Verzweiflung. Der Feldherr — ſonſt nur äußerſte Stille und Reſpekt um ſich duldend — bemerkte von all dem nichts. Er hatte einen Stuhl vor ſeine Landkarten gezogen und begann ſie wie am Tage einer großen Schlacht peinlichſt genau zu ſtudieren und den Zug der Armeen mit den kleinen, bereit liegenden Fähnchen verſchiedener Farben abzuſtecken, völlig verſunken in dieſe beſondere Art von Schach, das er auf allen Schlachtfeldern des Erdteils zwei Jahrzehnte lang geſpielt hatte. Jedes dieſer kleinen, immer wieder benutzten Fähnchen hatte Weltgeſchichte gemacht und das Schickſal von Völkern entſchieden. Hinter jedem von ihnen hatten Bataillone,

Regimenter, Armeen geſtanden, beſeelt von dem Willen dieſes einen Mannes, der ſie auf den Karten wie auf dem Gelände hin und hergeſchoben und zum Siege gelenkt hatte. Ein jeder Zug dieſer Hand hatte einen Befehl bedeutet, und während der Feldherr in Zelt oder Hütte ein Knabenſpiel zu treiben ſchien, war er wie ein Herrgott geweſen, der die Menſchen, bei ihren Haaren ergriffen, über die Erde führte zu Tat, Tod, Ruhm, Untergang und Sieg. Wenn er den Arm hob, ſo ritten Geſchwader Kavallerie, wo er den Finger hinſetzte, zerſtampften Geſchoſſe das Erdreich mit allem, was darauf war. In dieſen Papierfähnchen zwiſchen ſeinen Fingern hob er Armeen gen Himmel und ſtieß ſie vorwärts. Andere, die feindlichen, zerbrach er unter dem Daumen und warf ſie, wenn ſie erledigt waren, haufenweiſe auf die Erde. Die kleinſte ſeiner Bewegung vergrößerte ſich draußen ins Ungeheure. Er ſaß im Mittelpunkt der Welt, bei ihm mündete jede Botſchaft, von ihm hinaus fuhr Tod und Leben. Er war wie ein gewaltigerer Orgelſpieler, der mit Menſchenfingern ein paar Taſten drückt, aber durch den Dom brauſen Stimmen der Götter und der Engel.

Aber jetzt —: er ſetzte dieſelben Fähnchen vorwärts, doch niemand trug die Befehle weiter. Er lenkte Armeen, und draußen bewegte ſich darum kein Fuß. Er ſchlug eine Schlacht, und niemand ſah ſie. Er warf die Feinde zu Boden, rettete ein Kaiſerreich und gewann die Welt, ohne Soldaten, ohne Generale, ohne jeden Beiſtand,

ganz allein und einſam. Seine Truppen und ſein Volk ſchloſſen eben Waffenſtillſtand mit dem Feinde, unterwarfen ſich und verrieten den, der ihnen hier mit ſicheren Zügen im großen Schachſpiel der Welt Freiheit und unſterblichen Ruhm gewann. Stunden vergingen, und der Feldherr ſah nicht auf. Es war laut um ihn, und er merkte es nicht. Es wurde ſtiller und der Lärm derer, die ihn verließen, verrann, er wußte nichts davon. Er ſpielte ſein Spiel und es war ihm ganz gleichgültig, er dachte nicht einmal mehr daran, daß es nur in ſeinem Gehirn geſpielt wurde und keine Wirklichkeit mehr hatte. Es kam nur auf Eins an, zu gewinnen und vor ſich ſelber zu beſtehen, ob die Menſchen ſein Werk ſahen und würdigten, das war lange ſchon wertlos, das hatte er längſt ſchon verachten gelernt.

Und das Spiel ging gut. Er führte es mit alter Meiſterſchaft, ja wie ihm ſchien mit höherer Meiſterſchaft denn je.

Alles andere was ich tat, dachte er, war hiergegen ein Nichts. Dies erſt iſt etwas! Dies erſt lohnt ſich. Dies erſt iſt ſchwer genug, um von mir, und von mir allein gelöſt zu werden. Nun erſt darf ich mich einen Meiſter nennen.

Seine Augen flammten, ſein Herz ging in ſtarken Schlägen und ſein Gehirn war klar und voll gewaltiger, unbeirrbarer Entſchlüſſe. Alles lief, wie er vorausbeſtimmt, alles ging ſeinen großen Gang im Hin- und Herfluten einer rieſenhaften Schlacht. Alle Schwächen

empfand er, auf ſeiner Seite und drüben. Alle Kräfte ermaß er und drängte ſie zuſammen zu dem einen Ende, dem feſten, ſchickſalsmäßigen, unentrinnbaren, letzten, gewaltigen Herzſtoß, der den Feind über den Haufen warf und das Schickſal des Tages, das Schickſal ſeines Lebens und das Schickſal der Welt entſchied. — Gelungen! Gewonnen! Triumph, Dank und Erlöſung! Er atmete tief und tiefer auf vor Seligkeit und ungehemmter, von dem größten Erfolge ſeines Lebens berauſchter Schöpferfreude.

Nur noch zwei Offiziere ſtanden hinter ihm. Die Dämmerung drang herein. Sie ſahen ihren Helden vor ſich wie einen Knaben mit Fähnchen Soldaten ſpielen. „Es hat ihm den Verſtand verwirrt", dachten ſie und weinten vor Mitleid. Aus der Ferne drang das Signal fremder Hörner. „Sire," ſagte der eine, „es iſt höchſte Zeit oder wir kommen in Gefangenſchaft. Es iſt nur noch eine Straße durch den Wald offen."

Der Feldherr blickte auf wie ein Kind, das im Spiel verſunken iſt und lächelte fröhlich und ſchelmiſch. „Gewonnen", ſagte er und beugte ſich noch einmal über das Ganze und umfing es mit einem ſtolzen Blick, höheren Triumph im Herzen als je in aller ſeiner Herrlichkeit. Die fremden Hornſignale riefen lauter, ein paar Schüſſe fielen in die Abendſtille. „Es iſt der letzte Augenblick, Sire", ſagte der Offizier und wagte es, ſeinen Herrn beim Arm zu ergreifen. Der ſah ihn in einem Aufblick ernſt und jetzt ganz müde und ſchmerzlich an.

Mit raſcher Handbewegung ſtrich er über die Karten, daß die Fähnchen und das ganze Spiel durcheinander und auf den Boden flogen. Dann lachte er leiſe und verwundert vor ſich hin, ging raſch mit den Offizieren hinaus, warf ſich auf ſein Pferd und jagte in die Dunkelheit davon, eben als die erſten feindlichen Truppen von Norden und von Süden her aus den Wäldern gegen das Schloß vordrangen. Es waren die Spitzen der beiden Armeen, die hier aufeinandertrafen und ſich, als ſie einander erkannten, mit lautem Geſchrei begrüßten.

Der Feldherr blickte noch einmal um und dann aufwärts in den Abendhimmel, wo die erſten Sterne ſtanden und nickte vor ſich hin, als er die Freudenrufe vernahm. Dazu hob er die Hand und öffnete ſie mit einer entſagenden Gebärde. — In raſcher Flucht jagte er mit ſeinen Getreuen durch die Wälder dem Meere zu, um auf einem bereitgehaltenen Schiff in ein anderes Land und einen anderen Erdteil zu entkommen.

Eine merkwürdige Geſchichte

Es war im Jahre 19 . ., als ſich in der Hauptſtadt eines großen mitteleuropäiſchen Reiches, kurz nach einem großen, den Staat und den ganzen Erdteil zerrüttenden Kriege und nach einer gewaltſamen Umwälzung nicht nur aller Staatsformen, ſondern auch aller Begriffe und Grundlagen des bisherigen Lebens, die folgende merkwürdige Geſchichte ereignete.

An einem beſtimmten Tage jenes Jahres ſaßen in einem verſchloſſenen und ſtreng bewachten Saale der Hauptſtadt in einer feierlichen Sitzung die Miniſter des Staates zuſammen, die Männer, die das ſchwere Amt übernommen hatten, in das durch äußeren Druck der Feinde und inneren bösartigen Unfrieden chaotiſch durcheinander geworfene Staatsweſen wieder einige Ordnung, Sinn und Folge zu bringen. Einſtweilen, ſo ging aus allen Reden und Klagen hervor, die ſie einander nicht zum erſten Male vortrugen, ſchienen alle ihre Bemühungen wenig Ausſicht auf Erfolg zu haben.

Soeben war der Miniſter der Finanzen, ein kleiner, ſchon äußerlich von einer gewiſſen derben Lebens- und Selbſtzufriedenheit ſtrahlender Mann, auf deſſen bäuriſch geſundem und ein wenig pausbäckigem Geſicht eine ehrliche Verzweiflung ſich doppelt eindrucksvoll ausnahm, bemüht, vor den anderen den ganzen verworrenen Zuſtand des Geldweſens mit anſchaulichen Worten auszubreiten und ihre Hilfe anzurufen in einer Lage, in

der es keine Hilfe mehr zu geben ſchien. „Über das, was wir künftig zahlen ſollen und müſſen," ſchloß er ſeine Ausführungen, „iſt ja nun geziemende Klarheit hergeſtellt. In völliges Dunkel gehüllt iſt dagegen, woher wir auch nur für die nächſten Monate, ja Wochen das Notwendigſte für den Haushalt des Staates auftreiben ſollen. Es iſt ja nicht ſo, als ob nicht noch ein reichlicher Vorrat an Geld und Werten im Lande vorhanden wäre, aber wie ſollen wir es faſſen und greifen? Das iſt die große, nicht zu beantwortende Frage. Ein jeder ſcheint die neu verkündete Freiheit nur dahin aufzufaſſen, daß es nun erlaubt, ja ein Recht ſei, ſich allen Verpflichtungen dem Staate gegenüber zu entziehen. Vom Reichſten bis zum Ärmſten denkt jedermann nur an ſich und ſein nächſtes Intereſſe. Die großen Vermögen, von der Not des Staates und den gewalttätigen Zugriffen der Arbeiter bedrängt, fließen in das Ausland ab. Wir haben die Grenzen verſperrt, aber mit dieſer nichtsnutzigſten aller Erfindungen, die wir noch wie eine große Errungenſchaft gefeiert haben, den Flugmaſchinen, ſetzt ſich der Menſch über alle Grenzen hinweg. Wir haben unſere Grenzwächter und Kriminaliſten, wie Sie wiſſen, mit den gleichen und noch ſchnelleren Apparaten ausgerüſtet, mit dem einzigen Erfolg, daß unſere Beamten mit den Verbrechern gleiche Sache machen und uns noch ſchneller entfliehen als jene.

Denn das iſt ja das Schlimmſte, auch alle Bande der Sitte und der Sittlichkeit ſind zerriſſen. Die allgemeine

Not und mehr noch die allgemeine Jagd nach leichtem Erwerb hat jeden, einſt in unſerem Volk ſo feſtſtehenden Begriff von Ordnung und Ehrlichkeit vernichtet. Der Bürger, der Bauer wie der Arbeiter, alle ſind in ihrer Art gleich ſelbſtſüchtig und unzuverläſſig geworden. Wucher, Betrug, Trägheit, Sucht nach koſtſpieligem und zerſtörendem Vergnügen, innerſte Haltloſigkeit und Liebloſigkeit drohen unſer Volk völlig aufzulöſen. Keine Kohle, ſchlechtes Brot, Übertretung aller, aber auch aller Geſetze, Haß, Neid, Mord und Raub, ein gegenſeitiges Beargwöhnen und Anklagen im Inland, Verachtung im Ausland — aber genug, genug! Sie alle kennen den gegenwärtigen Zuſtand und Sie alle wiſſen, wie ich, keinen Ausweg. Und irgend etwas muß doch geſchehen! Oder ſollen auch wir die Hände in den Schoß legen, das Chaos hereinbrechen laſſen, bis jeder am eigenen Leibe erfährt, wohin ein ſolches Weſen zuletzt führen muß und was es heißt, wenn ein Volk das Wichtigſte verliert, was es beſitzt, das —"

Seine Stimme riß jäh ab; ſeine Augen, die ohnedies ein wenig hervorquollen, ſtanden groß und erſchreckt offen wie ſein Mund. Alle anderen ſprangen von ihren Sitzen auf und klammerten ſich an Tiſchkanten und Stuhllehnen. Etwas Unerhörtes ſtand vor ihren Augen. Plötzlich und wahrhaftig wie aus dem blauen Duft des Zigarrenrauches herauskriſtalliſiert trat mitten zwiſchen die Herren, aus der Luft, aus dem Nichts heraus ein junger Mann und verbeugte ſich höflich. Die An-

weſenden — Ungläubige, wie alle Politiker — begannen in der Eile ihre Weltanſchauung zu revidieren und wo nicht an Gott, ſo doch an Geiſter zu glauben, denn nichts anderes als die Materialiſation eines ſolchen hatte ſich ja eben vor ihren Augen vollzogen. Doch hatte der Geiſt weiter nichts Überirdiſches an ſich, glich vielmehr einem einfachen, gutgekleideten und ganz hübſch anzuſchauenden jungen Manne, der ſich höflich verbeugte und zu ſprechen begann.

„Erſchrecken Sie nicht, meine Herren," ſagte er, „und verzeihen Sie dieſe etwas ſonderbare Art meines Erſcheinens. Ich werde es Ihnen ſogleich erklären, daß gar nichts Unheimliches und keinesfalls etwas Übernatürliches dabei im Spiele iſt. Ich wohne ſchon ſeit einigen Tagen Ihren Beratungen bei und bin gekommen, Ihnen und dem Vaterlande in ſeiner tiefſten Not Hilfe zu bringen. Es iſt mir, wie Sie geſehen haben, möglich, mich zu entmaterialiſieren, unſichtbar zu werden" — er machte eine raſche Bewegung und zerfloß ſogleich vor aller Augen in der Luft. Man hörte nur noch ſeine Stimme, die fortfuhr: „Ich gehe durch jede verſchloſſene Türe und jede Wand. Ich bin in jedem Augenblick dort, wohin ich mich wünſche." — Es folgte eine kleine Stille. Dann trat der junge Mann wieder ſichtbar vor aller Augen hervor, eins der bekannten Abendblätter der Hauptſtadt in der Hand.

„Ich war einen Augenblick", ſagte er, „auf der

Straße unten und überreiche Ihnen hier die neueſte Nummer der Zeitung, die ich ausrufen hörte. — Nicht als ob Sie darin etwas Neues oder Wertvolles fänden, nur um Ihnen zu beweiſen, wie ſchnell meine Wandlungen und Verwandlungen vor ſich gehen." — „Entſetzlich!" ſtöhnte einer der Miniſter.

„Keineswegs", ſagte der Fremde, „auch keine Hexerei wie Sie denken mögen, ſondern ſozuſagen eine ganz natürliche Sache. Wie Sie alle aus Ihrer Jugendzeit wiſſen, iſt in alten Märchen — die ja immer einen ſehr weſentlichen Kern von Wahrheit enthalten — oft von der ſogenannten Tarnkappe die Rede, die ihrem Beſitzer genau das ermöglicht, was Sie mich tun ſahen. Es iſt mir nun gelungen, auf Grundlagen wiſſenſchaftlicher Forſchungen und Arbeiten dahinter zu kommen, daß dieſe Tarnkappe keineswegs ein Phantaſieprodukt wär, das ins Reich der Sage gehört, ſondern daß es kraft gewiſſer Stoffe — ich erinnere Sie nur an die merkwürdigen Geheimniſſe des Radiums und anderer verwandter Körper, die der Schwerkraft nicht unterworfen zu ſein ſcheinen, ferner an die Strahlungen, die durch die härteſten und undurchſichtigſten Gegenſtände gehen und ſie durchſichtig machen wie Glas — kurz, es gibt alſo Stoffe, die dem menſchlichen Körper ſelbſt die Schwerkraft nehmen, die ihm ermöglichen, durch Mauern und alles Feſte hindurchzutreten, als wäre es Luft, die ihn ſelbſt entkörperlichen und vergeiſtigen und eben alle die Dienſte tun, die ich eben vor Ihren Augen in Anwendung brachte."

„Schauerlich," ſagte der Finanzminiſter. „Grauenhaft. Das iſt ja weit ſchlimmer als alle Flugzeuge."

„Jawohl," ſagte der Fremde. „Das iſt das Ende aller Dinge — wenn ich ein Schurke wäre, ein Heroſtrat, der die Menſchheit vernichten will, wenn ich mein Geheimnis, wie frühere Erfinder die ihrigen, aus Eitelkeit, Geldgier oder Torheit der Welt preisgeben und zur furchtbarſten Geißel machen würde. Bedenken Sie die Folgen, die öffentliche Sicherheit, den Zuſammenbruch allen Lebens, wenn man — noch dazu in dieſer Zeit — dem haltloſen Volke eine ſolche Macht überantworten würde. Es läßt ſich nicht zu Ende denken. Aber noch iſt es ja mein Geheimnis allein und ſoll es bleiben.

Ich gedachte es mit ins Grab zu nehmen, bis mir in dieſen Tagen der Gedanke kam, daß mir ein ſolches Geſchenk eben jetzt nicht ohne den beſonderen Willen der Vorſehung anvertraut ſei, daß ich alſo mein Pfund nicht vergraben dürfe, ſondern es dem Vaterlande in ſeiner höchſten Not zur Verfügung ſtellen müßte. In dieſer Abſicht alſo bin ich hier und ſtelle mich in Ihren und des Vaterlandes Dienſt. Ich und ich ganz allein will Ihnen helfen, Staat, Vaterland und Menſchheit wieder zur Ordnung zurückzuführen. Berufen Sie heute noch das Volk der Hauptſtadt zu großen Verſammlungen ein, mehrere zu gleicher Zeit: ich werde in allen erſcheinen, in allen meine Entdeckung vorführen und Sie werden die Wirkung noch heute verſpüren."

Es würde hier zu weit führen, noch alles, was beſprochen wurde, auseinanderzuſetzen. Auch gehört es zum Teil unter die Staatsgeheimniſſe und muß füglich verſchwiegen werden. Noch am Abend des Tages fanden die Verſammlungen in der Hauptſtadt, im Laufe der nächſten Tage und Wochen ähnliche im ganzen Reiche ſtatt. Die Welt ſtand auf dem Kopf. Aus Amerika kamen Milliardenangebote von Zirkuſſen, Einbrecherbanden, Detektivbureaus, diplomatiſchen Agenten, mißtrauiſchen Ehemännern uſw., häuften ſich auf den Poſtämtern an und gingen unerledigt an ihre Abſender zurück. Niemand wußte ja, wo der geheimnisvolle Erfinder wohnte, noch wer er war. Er erſchien aus der Luft und verſchwand in der Luft, war bald im Oſten, bald im Weſten des Reiches, in Verſammlungen und Privathäuſern, in Miniſterien und in Banken, Laboratorien und Boudoiren — es war entſetzlich! Nichts war und niemand war und nirgends war man vor ihm ſicher. Die Unſicherheit der Unſicheren nahm von Stunde zu Stunde zu. Jeder, vom Arbeiter, vom kleinſten Wucherer bis zum größten Millionendieb, fühlte die unſichtbare Hand des Unſichtbaren auf ſeiner Schulter. Der Händler, der einen Wucherpreis berechnen, und der Mann, der ſeine Steuern zum Schaden des Staates fälſchen wollte, die ungetreue Frau, der Verſchwörer und Volksverhetzer, der Mörder, der auf ſein Opfer lauerte, der Dieb, der durch die Nacht ſchlich, und der ungetreue Kaſſierer, der nach der Kaſſe griff,

der Bauer, der ſein Geld vergrub, der Geizige, der ſeinen Goldvorrat betrachtete, jeder fühlte ein unſichtbares Auge neben ſich und über ſich, ſpähend auf ſeinen Betrug gerichtet, eine unſichtbare Hand an ſeinem Halſe. Einige Fälle plötzlicher und überraſchender Verhaftungen und die Aufdeckung geheimſter Verbrechen ſteigerten die Angſt ins Unerträgliche — kurz es dauerte kaum zwei oder drei Monate, ſo kam das öffentliche Leben und die Maſchine des Staates langſam in einen ordnungsgemäßen und ganz neuen und vortrefflichen Gang und lief wie von ſelbſt, ohne Reibung, wie ein gutgeöltes Rad. Sitte und Anſtand, Geſetz und Recht wurden peinlicher geachtet denn je. Kein Wucher mehr, keine verfälſchte Nahrung, keine Steuer- und Reichsflucht, kein Betrug, kein Diebſtahl, kein Mord, faſt keine ungetreuen Frauen, allgemeines Vertrauen, Fröhlichkeit und alſo wieder Arbeitsluſt, ehrlicher Erwerbstrieb, Freundlichkeit und Güte gegeneinander! Es war eine Luſt zu leben, eine Luſt Miniſter zu ſein.

Die Leiter des Staates ſaßen in ihrem Saal, uneingeſchloſſen. Keine Maſchinengewehre mehr vor der Türe. Keine Revolver in heimlichen Taſchen, keine Sorgenfalten auf der Stirne, keinen Kummer im Herzen. Sie beſchloſſen, ihrem Freunde und Erretter den Namen „Vater des Vaterlandes“ und „Retter des Reiches“ zu verleihen, ihm eine Lebensrente auszuſetzen, wenn er dergleichen bedürfen, ihm Orden und Ämter zu verleihen, wenn er an ſolchen Gefallen haben ſollte. Wenn

ſie ſeiner nur einmal hätten habhaft werden können, wenn er nur einmal wieder unter ihnen hätte erſcheinen wollen. —

Ich bin hier nun genötigt abzubrechen und von ganz etwas anderem in aller Kürze zu berichten. Es wäre zunächſt eine ſehr harmloſe und übliche Liebesgeſchichte zu erzählen, wie es deren viele gibt und die alſo jeder ſelbſt ſich leicht vorſtellen kann. Doch ſei nur kurz der Verlauf dieſes kleinen und, wie man nachher ſehen wird, doch nicht ganz abſeits liegenden Spieles angedeutet.

In einem Hauſe in einem der weſtlichen Vororte der Hauptſtadt, wo ja, wie man weiß, die ſogenannte vornehme Welt ihren Sitz hat, erſchien wenige Monate vor allen vorher erwähnten Ereigniſſen ein junger Mann und mietete für ſich und ſeine noch ſehr jugendliche Frau eine kleine möblierte Wohnung. Er gab an, ein Ausländer zu ſein und ſich ſtudienhalber einige Zeit hier aufhalten zu wollen. Im übrigen lebte er ſehr zurückgezogen und einzig, wie es ſchien, ſeiner Arbeit und einer grenzenloſen Liebesleidenſchaft hingegeben, die ihn mit jenem jungen Weſen verband, das er als ſeine Frau ausgegeben. Doch brachten die Hausbewohner bald ſoviel heraus, daß es ſich um eine legitime Ehe zum mindeſten nicht handele, daß das junge Mädchen vielmehr ſelbſt erſt wenige Wochen vorher ihren jetzigen Freund auf einem Feſt der Hauptſtadt kennen gelernt habe. Ja man ſchloß nicht fehl, indem man annahm, daß ſie eigentlich nicht viel mehr

ſei, als eins der vielen jungen aus ärmlichen Verhältniſſen heraufkommenden Liebchen, die, einmal einem Verführer erlegen und vor allem ſehr bald an Luxus und Wohlleben gewöhnt, nun aus der Liebe für einige Jahre ein Geſchäft machen, bis ſie entweder das Glück in irgendeiner unerwarteten Heirat oder aber das ſchlimmſte Verderben erwartet.

Zwiſchen den beiden Liebenden nun, die ſich hier gefunden, wurde das gewiß unmoraliſche ihres Verhältniſſes, das auf keinerlei Dauer hinzielen konnte, geadelt durch eine allen ſichtbare und anſcheinend grenzenloſe Hingabe und Liebe. Die kleine Geliebte ſchaltete in der Wohnung wie eine gute Hausfrau, kochte ſelbſt und hielt alles in guter Ordnung, wie es ſich ſchickt.

Doch genug davon. Es gibt wie geſagt ſolcher Verhältniſſe viele und es iſt nichts Beſonderes hiervon zu ſagen. Auch wird es jeder leicht begreifen, daß ſich das Mädchen, einzig einer glücklichen Gegenwart hingegeben, nicht weiter darüber wunderte, daß der Geliebte ſie über ſeine eigentliche Tätigkeit, ſelbſt über Herkunft und künftiges Ziel im unklaren ließ und mit nichtsſagenden Worten abfertigte. Auch daß er viel auf Reiſen ging, deren Zweck ihr nicht klar war, und ſelbſt in der gemeinſamen Wohnung ſein Arbeitszimmer, oder wie er ſagte, ſein Laboratorium vor ihr verſchloſſen hielt, bewegte ſie nicht weiter. Als indes nach einigen Monaten innigſten Zuſammenſeins die Reiſen des Freundes immer häufiger und ausgedehnter wurden, er

oft viele Tage hintereinander und ganze Wochen fernblieb, auch dann, zurückgekehrt, müde und nicht immer ſo mit allen Sinnen gegenwärtig war, wie die Verliebte gewünſcht hätte — da begann ſie, nach der Art ſolcher Weſen, ſich zu langweilen und nach einem abenteuerlicheren Daſein als dieſer ſtillen Hausfrauentätigkeit zu ſehnen. Und ſo kam es bald dahin, daß ſie die Abweſenheit des Geliebten dazu benutzte, ältere Freunde heimlich wieder aufzuſuchen, neue kleine Abenteuer anzuſpinnen und auszukoſten und alſo den Liebenden, der ſich deſſen keineswegs verſah, ſo oft und ſo gründlich es anging, zu betrügen.

Er dagegen umgab ſie während dieſer Zeit mit immer größerer Zärtlichkeit und Liebe, die durch die notwendigen Trennungen nur genährt zu werden ſchien, und ging zuletzt allen Ernſtes damit um, das ſpieleriſch begonnene Verhältnis zu einem dauernden zu geſtalten und ſprach dies auch aus. Das Liebchen begrüßte eine ſolche Wendung, die ihr nach allem, was ſie wußte und ſah, ein glückliches und wohlhabendes Daſein verhieß, wie natürlich, von ganzem Herzen, ließ aber dennoch von ihren kleinen Nebenabenteuern keineswegs, die ſie, des betrügeriſchen Spiels gewohnt, ihrem Freund ſchon aufs genaueſte zu verbergen dachte.

Hier nun iſt der Zeitpunkt, wo die anfangs erzählte, ſo ganz anders geartete Geſchichte in dieſe Liebesaffäre hineingreift. Es konnte nicht ausbleiben, daß eines Tages auch die ungetreue kleine Geliebte von dem Er-

ſcheinen jenes rätſelhaften Fremden erfuhr, der die ganze Stadt, das ganze Volk, die ganze Menſchheit von ſich reden machte. Es beunruhigte ſie nicht wenig und ſie ſprach ſich bei erſter Gelegenheit ihrem Freunde gegenüber ſchaudernd darüber aus, wie furchtbar unheimlich die Exiſtenz eines ſolchen Menſchen ſei und wie man ja nun vor ihm in ſeinen innerſten Gemächern und intimſten Augenblicken nicht ſicher ſei, immer an dergleichen denken müſſe, daß er einem zuſchaue, und wie man ſo um alle Freude und Ruhe gebracht würde. Und kurz — um nicht allzu weitſchweifig zu werden — ſie kamen über dies Thema in öftere und längere Geſpräche, die ſie immer wieder aufgriff und deren eines damit endete, daß der Geliebte, indeſſen ſie Arm an Arm lagen, ſich plötzlich über ſie aufrichtete und ſagte: „Und wollteſt du jenen Fremden einmal ſehen? So könnte ich es vermitteln.“ „Um Gotteswillen,“ ſagte ſie, „nein!“ — ganz erſchrocken, daß das gefährliche Geſpenſt ſo in ihre Nähe gerückt werden ſollte — „aber wie kannſt du ihn denn kennen, den niemand kennt?“ — Er, der ſich offenbar vorgenommen hatte, ein Geheimnis, das er ſo lange allein getragen, wenigſtens einem Menſchen zu offenbaren, der ihm noch dazu ganz vertraut und mehr als ein zweites Ich lieb war — Geheimniſſe zwiſchen Liebenden ſitzen immer vorn auf der Zunge, und wenn das ganze Herz ſich der Geliebten hingibt und öffnet, wie ſollte irgend etwas darin ferner noch verborgen ſein? — er alſo ſagte ernſt, die

Hand um die Bruſt der Geliebten gelegt, „Ja ich kenne ihn, ich allein kenne ihn: ich bin es ſelbſt.“ Da antwortete ihm ein Gelächter, nur zuletzt vor ſeiner feierlichen Miene mit Grauen untermiſcht. „Du?“ ſagte ſie, „welche Scherze du machſt.“ Im gleichen Augenblick löſte er ſich mitten in ihren Armen in Luft auf, und mit einem gellenden Aufſchrei fiel ſie in Krämpfe und Ohnmacht.

Es braucht nicht ausgeführt zu werden, was in ihr vorging. Der Geliebte, der ſogleich ſeine wirkliche Geſtalt wieder angenommen hatte, bemühte ſich erſchreckt um das zuckende und verzweifelte Weib, ſelbſt voller Verzweiflung über eine ſolche Wirkung ſeiner Erklärung, die er freilich behutſamer, wie er ſich nun vorwarf, hätte ins Werk ſetzen müſſen. Doch gelang es ihm zuletzt, ſie ſoweit zu beruhigen, daß ſie, die ſcheinbar gelaſſen und ſtill in ſeinen Armen lag, das ungeheure Entſetzen, das ſie in ihrem Innern gegen ihn erfüllte, zu verbergen wußte. Er erklärte ihr dann aufrichtigſt und bereitwilligſt, was zu erklären war, ſeine Entdeckungen, ſeine Bemühungen zur Rettung des Staates — das war ihr höchſt gleichgültig —, entſchuldigte ſich, daß er ihr nicht ſogleich vertraut und verſicherte ihr aufs neue ſeine dauernde Liebe und Treue. — „Oh,“ ſagte ſie, „und du würdeſt alſo immer um mich herumſchleichen, ohne daß ich dich ſehen könnte — und haſt es wohl ſchon getan?“ „Aber“, verſicherte er, „zu dir kann ich ja kommen wie ich bin, was braucht es da

ſolcher Geheimniſſe!“ „Nicht als ob ich mich fürchtete,“ ſagte ſie, „aber —“ Sie ſchwieg. „Was aber?“ fragte er. Doch ſie antwortete nicht mehr. Ihr ganzes Weſen ſchloß ſich gegen ihn zu. Er war ihr unheimlich und ferne, als hätte ſie plötzlich den ſchlimmſten Verbrecher in ihm erkannt. Ihre Verliebtheit und Zuneigung war mit einem Schlage — wie es auch ſonſt geſchehen kann — in Abſcheu und Haß umgewendet. Am liebſten wäre ſie ſogleich entflohen. Aber indem ſie das bedachte, fiel ihr ein, daß es ja vor dieſem entſetzlichen Menſchen kein Entfliehen mehr gab. Wohin ſie auch gehen, was ſie auch tun würde, er ſtand unſichtbar neben ihr. Wo ſich verbergen? Wie überhaupt noch leben? Die wirbelnden, verzweifelten Gedanken ſchlugen über ihr zuſammen.

Nachdem ſie noch am gleichen Abend und in den nächſten Tagen mit allen Mitteln und Reizungen verſucht hatte, zum mindeſten ſein Geheimnis, den Kunſtgriff zu ſeiner Zauberei, aus ihm herauszubringen, aber an ſeiner hier ganz feſten und unerſchütterlichen Ablehnung ſehen mußte, daß dies nie glücken würde, faßte ſie ihren Entſchluß.

Am dritten oder vierten Abend nach dieſem ſaßen die beiden nicht ohne Zärtlichkeiten nebeneinander auf dem Bette, eben bereit, ſich für die Nacht zu entkleiden. Plötzlich ſah der junge Mann, wie ihn die Kleine mit einem tödlichen Blick, und als fiele eine Maske von ihrem Geſicht, anſah und zugleich zwiſchen den Fingern

hervor einen kleinen Revolver, den ſie irgendwie verborgen gehalten, auf ihn richtete. Im gleichen Augenblick noch machte er von ſeiner Kunſt Gebrauch, verſchwand vor ihren Blicken und ſie ſtierte und ſchoß ins Leere. Aber die kleine Waffe in ihrer Hand mußte bereits gut gerichtet geweſen ſein und ſo den ſchon Unſichtbaren noch mit tödlicher Kugel getroffen haben. Aus der hellen Luft heraus wie aus dem Nichts entſprang, zugleich mit einem ſchmerzvollen Schrei, ein roter Blutquell, grauenhaft anzuſehen, ſchräg abwärts und ſchüttete ſich der Mörderin über die vorgeſtreckten Hände, über Geſicht und Bruſt, ſie warm und rot überrieſelnd. Sie ſtürzte ſchreiend hintenüber und verlor das Bewußtſein. Als die Hausbewohner, von dem Schuß und dem Geſchrei aufmerkſam gemacht, hereindrangen, fanden ſie das Mädchen wie tot am Boden, die Waffe in der Hand und über und über mit Blut beſudelt. Man glaubte, ſie habe ſich ſelbſt verwundet, fand aber bei genauerem Zuſehen keine Verletzung an ihr. Neben ihr auf dem Boden lagen die gleichfalls blutbefleckten Kleider des jungen Mannes, wie ſich ſpäter herausſtellte in der Bruſtgegend von einem Schuß durchbohrt. Doch war von ihm ſelbſt nichts zu finden und ſo blieb einſtweilen ganz rätſelhaft, was hier geſchehen war und woher denn das Blut gekommen ſein mochte.

Das bewußtloſe Mädchen kam zuletzt zu ſich, gab aber niemand auch nur eine Antwort. Einige Beamte

erſchienen und unterſuchten das Zimmer und die Wohnung genau nach dem, wie ſie meinten, verſteckten Leichnam des Ermordeten. Aber ſie fanden nichts. Auch erklärten die Hausbewohner, daß der Schuß und ihr Eindringen ſo dicht beieinander gelegen, daß an das Verſtecken oder Verſchwinden eines Menſchen unterdeſſen eigentlich nicht zu denken ſei. Genug, die Sache war ſo bedeutend und dunkel, daß man ſie dem erſten Unterſuchungsrichter der Stadt anvertraute. Aber auch er brachte weiter nichts heraus, weder aus dem Mädchen, dem an einem ſtandhaften Schweigen über das Geſchehene das eigene Leben zu hängen ſchien, noch aus den vorgefundenen Kleidern des Mannes, die er genau unterſuchte. Ja in der ganzen Wohnung fand ſich nicht einmal ein Hinweis auf Herkunft und Art des, wie ſich immer deutlicher herausſtellen mußte, doch zweifellos verſchwundenen Fremden. Das Zimmer, das er ſein Laboratorium genannt, wurde aufgebrochen. Aber auch hier fand man nichts, abgeſehen von einigen chemiſchen Mixturen und Apparaten und einer ziemlichen Fülle von alchemiſtiſchen Schriften, welch allem ein eiligſt hinzugezogener bedeutender Fachgelehrter jeden ernſthaften Wert abſprach.

Das einzige, einen Moment lang verwunderlich Wirkende, was der Richter entdeckte, war ein fingerbreiter, goldener Reif, der in einem Ärmel der rätſelhaften Kleider ſo ſteckte, als ſei er etwa um den Arm getragen worden. Als der Richter dieſen Ring zuerſt

prüfend in die Hand nahm, glaubte er auf ihm in einer, wie ihm deuchte phosphoreszierenden Schrift deutlich einige Buchstaben zu entziffern. — „Einer der üblichen Alchemistenscherze," sagte der Professor, dem er den Ring hinhielt. Zugleich fuhr der Gelehrte auch schon mit dem Finger über die Schrift und sie verschwand. „Halt," rief der Richter noch, doch es war schon zu spät.

„Aber was mochte es bedeuten?" sagte er, den Reif in der Hand herumwendend, „GE=WIS=SEN — seltsam! Wenn ich recht las: Gewissen?" „Das kann wohl sein," sagte der Professor. „Mit ähnlichen irgendwie bedeutungsvollen Worten treiben diese alchemistischen Dilettanten auch sonst gerne ein mystisches Spiel."

Doch wußten die beiden mit dem Wort sonst nichts anzufangen. Und in dem Prozeß, der noch schwebt und aller Erwartung nach mit einem Freispruch enden wird, spielten jene Zeichen denn auch bis jetzt weiter keine Rolle.

Werke von Will Vesper

Martin Luthers Jugendjahre

Bilder und Legenden

Gebunden M 8.—

„Ein Werk, das an Selma Lagerlöfs Christuslegenden erinnert. Durchaus lebenswahr, psychologisch fein begründet, führt es ergreifend in das Werden und Wachsen des größten Deutschen ein.“ Kreuzzeitung. — „Es lebt soviel deutsche Gläubigkeit, Innigkeit, einfache Gottesfreude und soviel beseligender kerniger Menschheitsglaube in diesem Werk, daß es uns immer wieder Weihestunden der Seele und des Geistes zu vermitteln vermag. Es ist ein deutsches Fest- und Feierbuch lauterster Art. Wer sich ein offenes Herz, ein empfängliches Gemüt bewahrt hat, wird aus diesen zauberhaft poetischen Ausflüssen einer religiösen Seelenmelodik, aus diesen heilig-ernsten Ergebnissen eines unvergleichlich tiefen dichterischen Sehnens und Schauens die Gestalt des jungen Luther sich erheben sehen, wie er sie niemals aus den wissenschaftlichen Erörterungen zu begreifen vermochte.“ Die Post. — „Nun haben wir Evangelischen unseren Sankt Franziskus. Im fließenden Leuchtgold schreitet er durch den Frühling deutschen Landes und von seinen Händen träuft es wie lauter Gottessegen. So hat ihn der Dichter geschaut. Köstliche Bilder zaubert er vor uns in die Luft von Martins Kinderjahren. Bis zur Italienpilgerfahrt geht das Erzählen, und heimkehrt der Pilgersmann Luther durch den deutschen Blütenwald, ein Genesener! Es ist ein Wundersang, den Vesper gesungen hat. Es geht ein Flöten von ihm wie von den Engeln auf Bethlehems Flur. Und euer Herz wird lind und selig ob der Musica der Gottesboten!“ Stadtpfarrer Hesselbacher (Gemeindebote). — „Ein Buch von eigenartigem und immer stärker wirkendem Reiz! Es ist, als ob sich um die festen Pfeiler der historischen Wahrheit Poesie und Legende schlinge wie ein feines Rankenwerk, das die klaren Formen nicht verdeckt, sie vielmehr nur wie mit einem Duft umzieht.“ Evangelische Freiheit.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Briefe zweier Liebenden

Gedichte

15. bis 17. Tausend — Gebunden M 7.—

„Ich wüßte nichts, was mich so in den Bann seiner gleichsam nalven Schönheit gezogen hätte. . . . Der kleine Band berührt wie ein seltener, wie einziger Liebeslaut." Preußische Jahrbücher.

„Mir will scheinen, daß seit Goethes Tagen die Melodie des Herzens selten reiner und schöner erklang als in diesem Büchlein." Tägliche Rundschau.

Mutter und Kind

Aus dem Tagebuch einer Mutter

Gebunden M 6.50

„Diese skizzierten Tagebuchverse sind von so runder Schönheit in der Form, so sattem Wohllaut im Klang und von so tiefer Innigkeit und Gemütswärme im Inhalt, daß sie als der vollkommene Ausdruck der Herzenssprache eines geborenen Lyrikers vor uns stehen." Kölnische Zeitung.

„Vespers neuer Gedichtband schließt sich wie die Vollendung eines Zyklus den früheren von Natur- und Liebesleben an. Die Gedanken schwingen sich auf in leichten, gleitenden Melodien, in Musik gewordenen Rhythmen, in Bildern, die wie aus dem Seelenleben einer Mutter selbst sich gestalten." Cannstatter Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Der blühende Baum

Neue Lieder und Gedichte

3., vermehrte Auflage — Gebunden M 9.—

„Und wieder kommt dem Leser zum Bewußtsein, daß kein lebender Dichter, außer Dehmel, so rein und selbstverständlich die Tradition unserer größten Lyriker fortsetzt, wie Vesper.“ Berliner Tageblatt.

„... so löst Vespers Dichtung mächtige Erschütterungen aus, die sich vielleicht zum Teil daraus erklären, daß ihre Kraft und Herbigkeit so gut zu dem Ernst der Zeit stimmt.“ Der Tag.

Schön ist der Sommer

Ein Buch Liebeslieder

6. und 7. Tausend — M 6.—

„Das schwingt sich auf in leichten, gleitenden, tanzenden Melodien, in malenden, ganz Musik gewordenen Rhythmen; das spricht in Bildern, die uns offenbaren, wie vieltausendmal Erlebtes von einer echten Dichterseele neu und eigen erlebt und gestaltet wird.“ Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Die Liebesmesse und andere Gedichte

3. Tausend — Gebunden M 8.75

„Es ist eine herbe, reine Schönheit in diesem Buche.“ Kölnische Zeitung.

„Vespers Kunst wirkt darum so nachhaltig, weil er ein freudiger Mensch, ein Lebensbejaher ist.“ Die schöne Literatur.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

APR 11 1941 M

591995

876
V579
t

Vesper, W.
Traumgewalten.

APR 5 1926 Gudde APR 1928
FEB 3 1928 Gudde JAN 1928
APR 11 1941 Moeller APR 4 1941
Commerce

591995

Vesper

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY